



13. INTERNATIONALES
LITERATURFESTIVAL
BERLIN

Autorenessays Weltweisheit
KULTUREN DES ALTERNS

Eine Initiative des Bundesministeriums
für Bildung und Forschung

Wissenschaftsjahr 2013

DIE DEMOGRAFISCHE
CHANCE



Inhalt

3 Ingrid Bachér

Die Rede einer alten Frau

8 Priya Basil

Entschuldigen Sie, Fräulein, Zugang Erst ab 18

25 Gisela Dachs

Nie Urlaub machen

Warum Israelische Männer die weltweit
höchste Lebenserwartung haben

31 Péter Farkas

die Scheisse und die geistige Autonomie

27 Franz Hohler

De Senectute

{Geschichten, Gedanken, Gedichte zum Alter}

46 Dacia Maraini

Alter 2

49 Georg Stefan Troller

Die Kunst des Alterns

{Vortrag, gehalten beim internationalen literaturfestival berlin 2013}

56 Herb Wharton

{Gedichte}

68 Martin Winckler

Ein Akt der Fürsorge



Ingrid Bachér

DIE REDE EINER ALten FRAU

Soll ich wirklich vom Alter sprechen, einem Zustand, der so überfällig lästig, so unausweichlich sichtbar, so grenzenlos ermüdend sein kann? Wenn man sich mit uns Alten beschäftigt, so aus einer gewissen Ratlosigkeit heraus. Denn das ist das Widersinnige, wir sind ganz gegen den Plan der Natur in der Mehrheit. Wir sind eine analoge Masse aus der Welt von gestern in einer digitalen Zeit. Nicht ich denke so, aber ich höre diesen Ton der Verallgemeinerung überall heraus. Es gibt einen Satz von Cesare Pavese, der genau das beschreibt, was für mich selbstverständlich ist auch bei der Betrachtung des Alters, eines Zustandes, der so allgemein bekannt ist, wie er real doch für jeden Menschen ergreifend neu ist. Vor allem wenn er sich ausgeliefert fühlt dem Vergehen des Körpers, dem oft das Vergehen des Geistes zuvorkommt oder folgt. Der italienische Dichter Pavese schrieb, dass die Ereignisse geschaffen werden nach einem eigen gesetzlichen Stil, der die Wirklichkeit dessen ist, der dies erlebt. Und das ist doch die Frage, wie erleben Sie oder ich das Alter, in welchen Umständen sind wir, wie begütert oder verarmt und mit welcher Sehnsucht? Sehnsucht nach Gewinn, Erkenntnis, noch mal die Welt umrunden oder die Großfamilie erweitern ...? Oder danach, endlich die innen weiß gekalkte Hütte am Meer zu erreichen, in der nichts mehr steht als ein Bett, ein Tisch und ein Stuhl? Es sind unsere Vorstellungen, die uns das Alter erfahren lassen als eine Aufgabe, eine Spielwiese, Last oder Befreiung von Verantwortung oder vieles zugleich. Vor allem aber sind wir abhängig von den Vorstellungen der Gesellschaft, in der wir aufgewachsen sind und leben.

Wobei dies schon kein alleiniges Merkmal des Alters ist, sondern es trifft die Jungen genauso. Wie wir gefordert und geachtet werden, mit einbezogen in das Geschehen oder als Störende ferngehalten und wie verlässlich die Worte sind und die Gesetze, das prägt nicht nur die Alten. Es bleibt aber die Vorstellung eines besonderen Problems mit uns Betagten, weil wir so viele sind, und was im Überfluss vorhanden ist, wird nicht geachtet. Nur das Seltene ist kostbar. Zudem fallen Alte oft auf, vor allem in kleinen Städten, mit ihren Gehhilfen, diesen Wägelchen, die Standardleistung der Krankenkassen zu sein scheinen und so den Gehstock fast vollkommen ersetzt haben. Was den Eindruck von großer Behinderung jeder Person erhöht, auch wenn sie noch gar nicht so bedürftig-hinfällig ist. Aber wer will das wissen? Es gibt viele Ratschläge, wie wir uns verhalten sollen: ohne zu klagen, selbstbewusst, neugierig Anteil nehmend, bescheiden-unauffällig. Man billigt uns zu, noch anwesend zu sein, doch distanziert man sich von uns, oft unmerklich, aber bestimmt. Oder sind wir es, die Alten, die sich distanzieren? Ermüdet von unserer Wohlstandsgesellschaft, die Jahrzehnte wenig Härte kannte, empfinden wir uns als Ungleiche, da wir nun zum Ende hin konfrontiert sind mit Ernsthafterem, dem unausweichlichen Ende, das uns erwartet und oft schon in Sichtweite kommt. Das isoliert uns, auch vor der Zeit. Im Gespräch höre ich mich reden und schweige dann. Es ist mir nicht mehr so wichtig, immer zu verkünden, was



ich denke, was mir gerade einfällt, was ich meine noch richtigstellen zu sollen. Es gibt Momente, da werden sie mir wieder fremd, die ich liebe. Dann erinnere ich mich, wie ich sie früher sah, wie wir miteinander sprachen, und erinnere mich an die Tage und Zeiten, die wir miteinander verbrachten. Vielleicht liebe ich sie dann noch mehr, ohne Anspruch. Andere, die ich liebte und verehrte, sind schon vorausgegangen. Bald gibt es mehr Vertraute, die ich jenseits habe als im Leben hier. Ich lernte von ihnen allen, und vor allem jetzt, da ich so alt bin, wie einige damals waren, als sie sich verabschiedeten, erinnere ich mich an sie wie an meine Lehrmeister, die mir vorlebten.

Da war meine Großmutter, die im Alter blind wurde, doch hellsehtig war. Schon bevor ich sie anrief, weil ich Kummer hatte, wusste sie, dass ich sie anrufen würde, weil ich einen Rat brauchte. Als sie dunkle Flecken im Gesicht und an den Armen bekam, sagte sie: »Da hat mich der Tod gebissen.« So als wäre dies das Selbstverständliche auf der Welt. Und dabei sah ich tatsächlich einen flüchtigen Augenblick lang die Gestalt des Todes, die ich aus der Totentanzdarstellung in der Marienkirche so gut kannte, sich über meine schlafende Großmutter beugen und sie markieren, so wie Bäume im Wald zum Fällen bestimmt werden. Sie aber nahm das ganz nüchtern, erwartete den Tod ganz selbstverständlich, und ich versuche jetzt, dies als ihren Rat für mich anzunehmen. Auch einem anderen Menschen verdanke ich viel und erinnere mich an ihn und seine Gedichte, die auf eine Art vom Leben sprachen, als wäre das Alltägliche nicht alltäglich in unserem Sinne, sondern der Stoff, aus dem Leben, Liebe und Tod gemacht sind. Es war der arabische Dichter Fuad Rifka. Ich traf ihn nur viermal in meinem Leben. Das letzte Mal kam er zu uns von Beirut aus, wo er an der amerikanischen Universität bis zuletzt lehrte. Er war damals schon an die achtzig und kam nach einer Reise, die zwanzig Stunden gedauert hatte, bei uns in der Stadt an. Doch da alle Straßen im Innenbezirk gesperrt waren, wegen eines Marathonlaufs, fuhr man ihn über eine Stunde im Taxi herum, bis ich ihn endlich traf und wir in eine U-Bahn stiegen, um in die Stadtmitte zu kommen. Trotz der Erschöpfung hielt er sich ruhig aufrecht, nur seine Augen schienen dunkler zu sein, so als wäre sein Blick abwesend, auf etwas gerichtet, was ihn aufrecht hielt. Das sehr Erstaunliche war, kaum waren wir in dem überfüllten Wagen, da standen drei ältere Leute fast gleichzeitig von ihren Plätzen auf und baten ihn, sich zu setzen, obwohl er ein unauffälliger, schmaler alter Mann war und nicht die kleinste Geste der Schwäche gemacht hatte. Seitdem weiß ich, dass die Alten etwas weitertragen können, was nicht verloren gehen kann, etwas, das nur ihnen zu eigen ist, eine Haltung, durch ein intensives Leben erworben, die andere Menschen berührt, so fremd sie sich auch sonst sind.

Das Erbe unseres Lebens für uns selber sind Erinnerungen, die wir gespeichert haben, Bilder, Töne und Gedanken, die wir zeitunabhängig in beliebiger Folge aufrufen können. Bilder von Situationen, in die wir wieder hineingehen, freilich ohne sie verändern



zu können. Doch können wir sie neu begreifen und vielleicht erst jetzt in der vielfachen Wiederholung erkennen, was damals wirklich geschah. Es waren nicht alles glückliche Momente. Aber das zählt nicht, wichtig ist die Intensität, mit der sie sich uns einprägten. So erinnere ich meinen todkranken Freund, im Bett halbhoch angelehnt sitzend. Ich ging zur Tür und wusste, nie würde ich ihn wiedersehen. Wie eine Beschwörung wiederholte ich später, als wir noch mal telefonieren konnten: »Bitte halt dich noch am Leben, wenigstens eine Zeit noch, bleib bitte ...« Welche eine Anmaßung von mir, welche Zumutung.

Vielleicht beginnt das Alter erst dann, wenn die Erinnerungen so lebhaft werden, dass sie in das tägliche Leben mit hineingehen. Sie grundieren es, geben die Farbe des Vergangenen dazu, so lebt man vielfältig zugleich in mehreren Zeiten. Es gibt eine Schlusszeile in einem Gedicht von Paul Celan: »Ich höre, sie nennen das Leben die einzige Zuflucht.« Ich wiederhole sie mir seit ein paar Tagen, als könnte ich mit ihr einen Schlüssel haben, um etwas mir Wichtiges aufzudecken.

Welches Leben ist da gemeint, das übliche, das geistige, das, was wir nie erreichen oder hinter uns ließen? Zuflucht wohin? Und nur »einzige« Zuflucht? Es gibt also keine andere Zuflucht, so als wäre der Geist eingesperrt in unserem Körper, der nur dieses einzige Leben hat. Doch muss es mehr als das Leben geben, da außerhalb unserer Zeit so viel Raum ist. Das Gedicht gibt keinen Hinweis, was diese Zuflucht symbolisiert.

Sagte ich zuvor, dass wir alle abhängig sind von der Gesellschaft, in der wir leben und die wir als unsere akzeptierten, so ist dies nun besonders für uns in dieser Zeit notwendig zu betrachten. Das Ungewöhnliche ist, dass wir uns immer weiter von der Natur entfernen. Schon in der Mitte des letzten Jahrhunderts sprach man von dem »technischen Zeitalter«, das nun ein ziemlich harmloser Begriff wäre für das, was tatsächlich geschieht. Wir verwandeln die Welt in ein »technisches Universum«, leben so vollkommen von den Vorgaben der Technik bestimmt, dass wir es mitunter gar nicht mehr bemerken, weil wir das Künstliche schon so gewohnt sind. Das gab es noch zu keiner Zeit, dass die Verbindung zwischen Mensch und Schöpfung so gestört war, so absichtsvoll vernichtet, um ein eigenes Imperium des ewigen Wachstums und des kurzfristigen Glanzes aufzubauen, für das die Ressourcen der Natur ausgebeutet werden mit einer Schnelligkeit, so als müssten wir in drei, vier Generationen verbrauchen, was sich in Jahrtausenden angesammelt hat. Es ist eine Verschiebung aller Werte und Möglichkeiten, und es gibt kein Halten mehr in dieser Bewegung, die immer stärker einer eigenen Dynamik folgt, gegen die sich keine Macht stellt, solange sie so gewinnträchtig erscheint. Unendlich vieles wird in einer solch unübersichtlichen Fülle gleichzeitig angeboten, dass wir den Sinn für Ursache und nachhaltige Wirkung verlieren. Was an Geistesgeschichte uns bewegte, geht unter in der Turbobewegung der massenhaften Wiederholung, dem »rasenden Stillstand«. Es gilt nur das neuste Produkt, was gestern



war, bringt keinen überzeugenden Gewinn mehr. Der Anreiz muss bleiben, jeder Augenblick genutzt werden für etwas, dass sich als Steigerung ausgibt, um Wachstum wenigstens zu simulieren. In Wirklichkeit ist dies ein bedeutendes Zuschussgeschäft, dem nicht nur Staatskassen zum Opfer fallen, sondern auch Menschen, unerhört. Das bleibt nicht ohne Folgen und hat einen entscheidenden Einfluss auch auf uns Alte. Wir sind entfremdet unserer eigenen Zeit und herausgefordert, mitzumachen, um nicht hoffnungslos zurückzubleiben. Und obwohl wir in Gedanken und Träumen uns unser Leben immer noch so zurechtdenken, als wäre es wie von uns selber gewollt, so beginnen wir zu begreifen, dass wir abhängiger sind, als wir es uns je vorstellen konnten. Wir erkennen das Fortschreiten der Umwandlung des Natürlichen in künstlich Er schaffenes und die Umformung des Menschen in einen Prothesenmenschen, der ohne all das, was ihm in den Körper eingefügt und medial in die Hand gegeben wird, dann selber meint, nicht mehr handlungsfähig zu sein. Wir sind Teilnehmer dieses Prozes ses, weil wir in dieser Gesellschaft leben, die von der Technik dominiert wird. Zugleich aber wissen wir, dass wir der Natur unterworfen sind und dass sie unsere Scheinwelten an jedem Ort zerschlagen kann und mit dem Tod uns wieder zu sich zurücknimmt. Auch wenn die Technik Milliarden identische Blumen herstellen kann, so sind das nichts als Milliarden identische Blumen. Das hat nichts mit der Schöpferkraft der Na tur zu tun, die jedes Blatt an einem Baum anders formt. Doch nichts ist gegen die Tech nik zu sagen, außer dass alles, was dominierend in einem solch gigantischen Ausmaß Macht gewinnt, schädlich für jede Gesellschaft ist. Entgegen den Versprechungen ihrer Propheten hat sie mehr Elend in die Welt gebracht. Die Armut in den europäischen Ländern vervielfacht sich täglich, vor allem bei den Jungen und den Alten.

Ich kannte einen gut ausgebildeten Elektriker, der nicht mehr jung war. Als er keine Arbeit mehr fand und auch nicht viel Geld besaß, beschloss er, zu sterben. Er wollte kein Wrack werden, wie er sagte. Er schrieb einen Brief an den Stadt abgeordneten sei ner Partei, in der vagen Hoffnung, später eine Diskussion auszulösen. Dann stand er oben auf dem Balkon des Treppenhauses im dem Hochhaus, wo er in der neunten Etage wohnte, und sah, dass er sich einen Schemel mitbringen müsste, da die Brüstung des Balkons sehr hoch war. Der Brief blieb monatelang liegen. Er las ihn nicht wieder, es reichte ihm, dass er da war. Der Brief war so etwas wie eine Versicherung für ihn, ein Plan, der ihn befreien konnte. Seitdem er ihn besaß, fühlte er sich freier. An einem ruhigen, nebligen Tag lag der Mann auf dem Rasenstück vor dem Haus. Sein Körper schien auf den ersten Blick unversehrt zu sein. Einige Leute blieben achtungsvoll in einiger Entfernung stehen. Dann überwanden sie die Scheu und näherten sich ihm. Warum ich diese Geschichte erzähle? Um seiner zu gedenken und all jener, die sich das Leben nehmen, weil die Gesellschaft ihnen keine Möglichkeit lässt, in Würde alt zu werden.



Wie können wir beginnen, diese Entwicklung zu verändern? Mit welchen Worten uns darüber verständigen? Sind sie nicht mehr verbindlich, löst jede Gemeinschaft sich auf, niemand ist verantwortlich, und keinem ist damit gedient. Wir leben in einer Gesellschaft, in der die Schwächsten von keinem Tabu mehr geschützt werden. Wir wissen von Kulturen, in denen Kinder höflich behandelt wurden, weil man in ihnen ihre Vorgänger, die Ahnen, verehrte. Und Epileptiker, die plötzlich dem Veitstanz unterworfen waren, behandelte man ehrfürchtig, als von Gott Erfasste. All das ist lange her und fern von uns. Bei uns wird viel nachgedacht und geplant, wie man alles günstiger fassen kann. Es gibt Forschungsprogramme für jede Gefühlsbewegung und jede Abrechnungsstelle. Jetzt hörte ich, dass ein neues psychologisches Handbuch, das Ärzten vorschlägt, ab wann ein Patient Medikamente benötigt beim Tod eines geliebten Menschen, die Trauerzeit von vierzehn Tagen für ausreichend hält. Nach den zwei Wochen soll es nicht mehr normal sein zu trauern. Das ist extrem, zeigt aber, wie ernsthaft unsinnig, so gegen jede Erfahrung und Zuneigung, argumentiert wird, wenn es um Interessen geht, die das Wachstum der Gewinne versprechen.

Wir Alten haben die Chance, lästig zu sein, weil wir mit unserem langsamen Hinwelken und sicheren Tod immer wieder etwas ins Bewusstsein bringen, was man vergessen möchte in unserer Welt der körperlosen Kommunikation. Die Natur führt mit uns vor, dass jedes Wachstum endlich ist.

Das Alter ist eine Rückkehr ins Existentielle. Wir erfahren unseren Körper, wie wir ihn als Kinder entdeckten. Nur dass wir jetzt nicht sicherer, sondern unsicherer werden. Wir sind gebunden an den Kreislauf der Natur: Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Kindheit, Jugend, Reife, Alter. Der Winter, das ist die Jahreszeit des Alters, da herrscht das klare Licht, die Konturen werden schärfer. Da ist das Feuer, das wärmt, lebenswichtig. Es ist nicht nur die Zeit des Abschieds, des Hinscheidens der Lust, der Blüten, der Früchte, sondern es ist auch die Zeit, in der im Verborgenen, vom Winter geschützt, sich der Frühling vorbereitet, die Jahreszeit, die den Jungen gehört. Es ist unsere Aufgabe, hilfreich zu sein, damit der Frühling nach unserer Zeit zur Entfaltung kommen kann. Eine altmodische Hoffnung? Ich will sie nicht aufgeben.



Priya Basil

ENTSCHULDIGEN SIE, FRÄULEIN, ZUGANG ERST AB 18

1.

Die Höchstleistung des Herzens nimmt nach dem Erreichen des 30. Lebensjahres langsam aber stetig ab. Wie kann das sein, wo ich doch nie tiefer empfunden habe als gerade jetzt?

2.

Alter ist ein Zustand, der dem Körper widerfährt. Geist und Seele unterliegen nicht den Beschränkungen durch die Zeit.

3.

»Du wirst mich nicht wiedersehen«, sagte mein Großvater Papaji, als ich nach Berlin ging. In zwei Monaten, im August, so hatte ich ihm in Aussicht gestellt, würde ich wieder nach London zurückkommen. »Ich werde nicht mehr hier sein«, stellte er klar. Er ist, dachte ich, hypochondrisch wie eh und je. Er war fast 90, hatte aber seit seinem 70. Lebensjahr schon sein Dahinscheiden prophezeit. »Nur noch ein oder zwei Jahre«, so kündigte er regelmäßig an. Tatsächlich war er sehr gebrechlich geworden und im letzten Jahr schon zweimal dem Tod nahe gewesen, an diesem Sonntag aber schien es ihm vergleichsweise gut zu gehen. Er hatte zwei Masala Dosai zum Mittagessen gegessen und war mehrere hundert Meter gegangen – eine ziemliche Leistung angesichts der Tatsache, dass er an den meisten Tagen nur sehr ungern die enge Treppe zwischen seinem Schlafzimmer und dem Wohnzimmer in Kauf nahm. Ich glaubte nicht daran, dass er bald sterben würde und wies den Gedanken daran unbekümmert von mir. Dann bat ich ihn, noch da zu sein, wenn ich zurückkäme. Er lächelte und zögerte, ich redete ihm weiter gut zu. »Ich verspreche, es zu versuchen«, ließ er mich schließlich gewähren.

4.

Die Physische Unmöglichkeit Des Todes Im Verstand Eines Lebenden.

5.

Ich wollte immer älter erscheinen als ich war – bis vor kurzem. Als Mädchen konnte ich es kaum erwarten, in den zweistelligen Bereich zu kommen, und als Teenager wartete ich ungeduldig darauf, 20 zu werden. Alles schien mir besser – viel interessanter, viel aufregender – zu sein, als die Zeit, in der ich gerade feststeckte. Dieses Gefühl wurde mir weniger durch meine Umgebung, als vielmehr durch die Bücher, die ich las, vermittelt.



6.

Das Alter: Bewusstsein von Sterblichkeit. Zunächst nicht unbedingt der eigenen.

7.

Für meinen jungen Verstand gab es eine Verbindung zwischen Ältersein und Besserwissen, letzteres schien dabei auf mich schon zuzutreffen. Meine Familie gab mir den Spitznamen Bebe, was auf Punjabi die Bezeichnung für Ältere-Frau-die-alles-besser-weiß ist.

8.

»Wie lang kann ein Baum am Flussufer verwurzelt sein? Wie lange kann Wasser in einem Topf aus ungebrannter Erde aufbewahrt werden?« Aus Gurbani, dem heiligen Buch der Sikh.

9.

Ohne die dunkle Präsenz des Todes die Oberhand gewinnen zu lassen, hatte Papaji in den letzten Jahren wissentlich in seiner Nähe gelebt. Als absehbar wurde, dass der Tod die Macht übernehmen würde, war er bereit. Darum konnte er im Krankenhaus, als er zum ersten Mal dem Tod nahe war, mir seine letzten Wünsche so ruhig diktieren. Es war, als ob er die Liste schon seit langem in sein Gedächtnis eingegraben hätte und einfach nur eine gut sitzende Anekdoten wiederholen würde. Er beschrieb die rote Krawatte und das Halstuch, die seinen Körper passend zu dem schwarzen Anzug und dem weißen Turban kleiden sollten. Er bestimmte, welches Beerdigungsinstitut gewählt werden und welches Essen im Gurudwara, dem Sikh Tempel, nach dem Gottesdienst im Krematorium serviert werden sollte. »Jalebis zum Dessert«, erklärte er mir. Das sind die frittierten, gelben Zuckerspiralen, vollgesogen mit Sirup, die er so gerne hatte. »Wenn jemand im hohen Alter stirbt, ist es Brauch, etwas Süßes zu servieren.« Noch viele andere Dinge enthielt seine Liste, darunter auch den genauen Verlauf der Prozedur im Tempel, von der wir, seine säkularen Nachfahren, wie er wusste, keine Ahnung hatten. »Noch etwas«, bedeutet Papaji mit erhobenem Finger: »Keine Tränen. Schreib auch das auf.« Als ob wir diese Anweisung genauso leicht wie den Rest bewältigen könnten.

10.

Das Herz gerät, bevor es letztendlich ganz aussetzt, zunächst mehrmals in Stocken: Diese zwiespältigen Sekunden während wir abheben oder untergehen – übersprunge-ne Herzschläge. So denken wir vielleicht. Tatsächlich drängt die Herzfrequenz in solchen Momenten darauf, den Schlag etwas früher einzusetzen, und es ist die Pause bis zum nächsten, die bei uns das Gefühl aufkommen lässt, es sei etwas ausgeblieben. Wir



erleben diesen Hiatus als eine Vorahnung des Todes, obwohl es sich eigentlich um das Gegenteil handelt: eine mächtige Vergewisserung von Leben und Überleben.

II.

Ich wusste, dass es eine Art Geschenk war, diese letzten Wünsche von Papaji entgegen zu nehmen. Aber mehr noch sehnte ich mich nach etwas anderem – etwas offensichtlich Weisheitsvollen, wie einer Essenz des Lebens, einem teuren Rat, einer Erklärung, die der Krankenhausrealität, die gleichzeitig seltsam banal und erschütternd war, zu einem anderen Inhalt verhelfen würde. Ich hatte den Wunsch nach einer einzigen Zeile, die ich als Leitfaden gebrauchen könnte – als ob nur Worte in der Lage wären, Geschehenes zusammenzuhalten, wie Murmeln in einer Schale. Er gab mir diese Zeile, aber das bemerkte ich damals noch nicht. Ich hatte eine Sentenz erwartet, etwas im Stil einer Todesszene in einem großen Roman.

12.

Nun bin ich, um Oscar Wilde zu paraphrasieren, nicht länger jung genug, um alles zu wissen.

13.

Je älter sie wird, desto schöner sieht meine Mutter für mich aus. Natürlich tragen die merkwürdigen Frisuren und Kleider einer weit entfernten Vergangenheit zu meinem Standpunkt bei: Beehive und Schlaghosen, stachelige Fransenköpfe und Schulterpolster gehörten noch nie zu meiner Ästhetik. Aber das ist nicht so wichtig. Das gegenwärtige Gesicht einer geliebten Person ist dasjenige, das uns am vertrautesten ist. Es ist das Gesicht im Jetzt, all unsere wechselseitige Geschichte ist darin eingeschrieben, und darum erscheint es uns als das ehrwürdigste überhaupt.

14.

Kann irgendjemand sagen, zu welcher Stunde, an welchem Tag das Alter den Platz der Jugend eingenommen hat?

15.

Macht es einen Unterschied, wenn die Erscheinung des geliebten Menschen radikal durch Krankheit verändert wurde? Vielleicht nicht. Vielleicht ist das der Grund, warum wir auch das dünner werdende Haar noch streicheln, die welke Haut der Wange küssen. Papaji sah an seinem Lebensende gut aus für mich. Zerbrechlicher, sogar älter, dennoch nobel. Sentimental? Vielleicht. Aber Gefühle heben das Alter auf. Solange es Menschen gibt, die uns liebevoll anschauen, sind wir mehr als einfach nur schwach, faltig und ausgedient.



16.

»Das Wetter ist freundlich.«

Ich tippte Papajis Worte in den iPad. Mit 88 Jahren hatte er seine erste Emailadresse bekommen. Er war begeistert vom Internet, wenn seine großen Finger auch etwas tollpatschig auf der Tastatur waren und er schnell ermüdete. Er hatte mich gebeten, einige neue Nachrichten, die er empfangen hatte, zu beantworten. Während ich auf den nächsten Satz wartete, klickte ich mich durch Seiten mit den Empfehlungen des Londoner Stadtmagazines Time Out.

Dann hörte ich:

»Selbstmord ist eine gute Option.«

Ich schaute auf. »Willst Du, dass ich das aufschreibe?«

»Nein. Ich sag es einfach so. Sterbehilfe ist eine tolle Idee.«

»Aber doch nicht für dich. Du bist nicht unheilbar krank. Du bist auf dem Weg der Besserung.«

»Besserung«, brummte er. »Stuss.«

Ich musste lachen. Es überraschte mich, dass er dieses Wort kannte und auch noch benutzte. Als er weiterredete, fing ich mich schnell wieder.

»Jeden Tag frage ich mich, warum ich noch hier bin. Ich bin inzwischen doch nutzlos.« Während mehrerer Wochen war er schon bettlägerig gewesen, unfähig für sich selbst zu sorgen. Früher wurde sein Leben durch ständige Leistungen für andere bestimmt, für die Familie, die Gemeinschaft, den Staat.

»Es ist für uns gut, dass du noch hier bist. Es macht uns froh.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich bringe euch nichts mehr.«

»Du hast das verdient«, sagte ich. »Du hast dein ganzes Leben lang gearbeitet, Steuern gezahlt, dich um andere Leute gekümmert. Jetzt bist du an der Reihe mit Verwöhntwerden.«

Ich meinte jedes Wort ernst, auch wenn ich Momente gehabt hatte, in denen ich das komplette Gegenteil empfand.

17.

Altsein heißt, unter bestimmten Bedingungen, sich selbst nicht wiederzuerkennen.

18.

Es wird einen Punkt geben, an dem das Äußere meiner Mutter verblasst und es offensichtlich wird, dass sie nicht mehr so schön wie einst ist. Vielleicht ist dieser Moment schon eingetreten. Wenn, dann habe ich ihn verpasst.



19.

Eine Videoinstallation von Bill Viola trägt den Titel *Man Searching for Immortality, Woman Searching for Eternity* (»Der Mann sucht nach Unsterblichkeit, die Frau nach der Ewigkeit«). Sie zeigt zwei Projektionen von einem nackten Mann und einer nackten Frau zwischen 70 und 80, die vor einer Granitplatte – vielleicht ihrem Grabstein – posieren. Beide untersuchen ihre Körper akribisch, indem sie einem direkt auf ihre Haut gerichteten Taschenlampenlicht folgen. Wenn auch die Zeit unleugbar ihre Spuren hinterlassen hat, die Haut erschlaffen und faltig werden ließ und Muskeln abgebaut wurden, so sind sie doch noch ziemlich gut erhaltene Exemplare ihres Alters. Genau wie die beiden sich selbst unter die Lupe nehmen, tun auch wir es, fühlen wir gleichzeitig Besorgnis, Traurigkeit und Überraschung angesichts der Spuren der Zeit, einer Unendlichkeit, die jedoch durch den menschlichen Körper eine Endlichkeit zum Ausdruck bringt. Danach breitet sich eine Art Ruhe aus, wie immer nach der Begegnung mit etwas Bedeutungsvollem.

20.

Was ist überhaupt nützlich an einem Menschen? In unserer kapitalistischen Welt, wo Produktivität das ultimative Maß und Profit das Ziel ist, müssten Individuen folglich danach beurteilt werden, was sie messbar in »den Markt« einspeisen. Zum Glück sind die Dinge nicht ganz so schlimm, zumindest nicht auf der persönlichen Ebene. Oft haben wir mit Leuten recht unabhängig davon zu tun, welcher Arbeit sie nachgehen oder was sie der Gesellschaft zurückgeben – wenn das auch idealerweise zusammenhängt. Das meiste von dem, was Liebe und Anhänglichkeit ausmacht, kann nicht aufgewogen oder mit Preisangabe versehen werden. Es kann kaum beschrieben werden, ohne einen Teil seiner Qualität zu verlieren. Die Art, wie eine Person zuhört, der spezielle Tonfall ihrer Stimme, das Wohlgefühl in ihren Armen, die gemeinsamen Erlebnisse, die Reibung ihrer Gewohnheit gegen die eigenen, die erzählten Geschichten, die guten Ratschläge, die ungesagte Dinge, all dies ist unschätzbar. Wenn jemand sehr alt und sehr krank wird, bleibt ihm vielleicht nur wenig zu geben. Das ist sein gutes Recht.

21.

Wir müssen nicht immer aktiv etwas geben, was dann ein anderer empfangen kann. Schweigen, Stille, Warten: das alles sind Werte an sich.

22.

Wir wollen nicht altern. Aber abgesehen vom Äußeren: Wie viele von uns würden zu dem Ich ihrer Jugend zurückkehren wollen?



23.

Auch wenn die Dinge schwierig waren oder sich schlecht gefügt haben, sagen die meisten Menschen, dass sie nichts an ihrem Leben ändern würden. In dieser Anerkennung der Geschehnisse liegt eine Wahrnehmung von etwas Wertvollem, das durch Erfahrung gewonnen wurde. Dies zu artikulieren, geschweige denn danach zu leben, ist vielleicht nicht möglich. Trotzdem kommt dadurch ein Bewusstsein des Selbst zum Ausdruck, auf das wir nicht verzichten möchten.

24.

Viel später verstand ich: Das Leben selbst war der Leitfaden, den Papaji mir zugeworfen hatte. An ihn konnte ich mich halten, während er ihm selbst langsam entglitt.

25.

Der Wartesaal des Krankenhauses war voller Besucher, unter denen viele selbst an zahlreichen Gebrechen litten, trotzdem aber ihre Kontrollgänge zu den noch ärmeren Seelen nicht lassen konnten. »Warum müssen sie jeden Tag kommen? Das ist kein Gesellschaftsclub«, so ärgerte ich mich in den ersten Tagen nach Papajis Aufnahme im Beisein meiner Mutter. Sie meinte, ich solle nicht so gemein sein, aber meine schlechten Gedanken setzten sich durch. Ich hatte das Gefühl, dass die Krankenwache zu einem Wettbewerb geworden war. Wer wohl die meisten Stunden opfern würde? »Hör auf, dich zu beschweren«, sagte meine Mutter, »so ist eben unsere Kultur«.

26.

Werden wir uns in eine Gesellschaft verwandeln, in der weniger Leute für ihre Rente sparen als Schönheitsoperationen durchführen lassen?

27.

Der tiefe Gemeinschaftssinn der indischen Kultur hat mich oft in Erstaunen versetzt. Ihre Umfassendheit kann willkürlich erscheinen, ihre Forderungen wirken erdrückend. Tatsächlich ist das Klischee wahr, wonach bei einer Vorstellungsrunde im Verwandtenkreis plötzlich alle möglichen Leute zu Tanten, Onkels oder Cousinen werden. Wie viel Fremde habe ich getroffen, die als Familienangehörige ausgegeben wurden... Wie dehnbar dieses Wort für Inder ist!

28.

Nach dem Erreichen des 20. Lebensjahres nimmt die Lungenfunktion langsam ab. Aber das Alter hat nichts mit der Atemlosigkeit des Überraschtseins zu tun, das sowohl mit neun als auch mit 90 Jahren ähnlich intensiv erlebt werden kann.



29.

Mein Großvater hatte acht Brüder, meine Großmutter fünf Schwestern. Das erklärt einen Teil ihres dehbaren Begriffs von Familie. Auch hat er wohl mit dem Leben als zweifache Immigranten zu tun, erst in Kenia, dann in Großbritannien. Sie hatten dabei an den fremden neuen Orten das Bedürfnis, sich mit denen, die ihnen ähnelten, zusammenzutun.

30.

Alter: Wenn man anfängt, die Zeit, die noch bleibt, zu messen. Für die meisten Frauen kommt der erste große Schock in den Mitt dreißigern. Wie viele Jahre bleiben noch zum Kinderkriegen?

31.

Vieles von dem Respekt für die ältere Generation scheint in Indien inhaltsleere Ehrerbietung: die Hände falten, sich vor älteren Menschen verbeugen und ihre Füße zu berühren. Meine Mutter kann, wenn sie dort ist, in diese Gewohnheiten hineinschlüpfen. Ich nicht. Rituale und Tradition mögen der Pflege gewisser Überzeugungen dienen, aber sie können auch zum Ersatz für echtes Gefühl werden.

32.

Es ist nicht Unaufrichtigkeit, die ich empfinde, wenn ich meine Handflächen aneinander, den Kopf nach unten drücke und »Sat Sri Akal« sage. Das ist die Begrüßung der Sikh und steht für »Gott ist die letztgültige Wahrheit«. Aber ich fühle mich viel wahrhaftiger, wenn ich Gott aus der Gleichung draußen lassen und einfach jemandes Hand halten oder Umarmungen austeilten kann. Ich habe daher gedacht, ich würde mir nichts daraus machen, diese Worte nicht mehr benutzen zu müssen.

33.

Die Lebenserwartung liegt derzeit in Indien noch ein gutes Jahrzehnt unter dem Durchschnitt in der westlichen Welt, aber sie steigt auch dort an. Das stabile Verhältnis zwischen der arbeitenden Bevölkerung und Rentnern, beziehungsweise alten Menschen, hat Indien bislang vor einer mit westlichen Verhältnissen vergleichbaren Gefahr der Überalterung bewahrt. Dennoch wird die zunehmende Langlebigkeit, gepaart mit einem sich wandelnden Familienbegriff – und durch die verbreitete Abtreibung weiblicher Föten in einigen Gegenden deutlich niedrigeren Anzahl von Frauen – zu einer großen Herausforderung. Der traditionelle Zusammenhalt zwischen den Generationen wird in dem Maße geschwächt wie westliche Werte wie Individualismus Einzug erhalten. Auch Gesellschaften, die für sich in Anspruch nehmen, ihre Alten zu ehren, laufen Gefahr, diese Bevölkerungsschicht in ihren alltäglichen und politischen Prioritäten nicht genügend zu bedenken.



34.

Wie wäre das Leben, wenn wir immer vor der Gelegenheit schon weise würden?

35.

Alter: Wenn du deine Mutter nicht mehr darum bittest, deine Lieblingsspeise zuzubereiten, weil du weißt, dass es zu anstrengend für sie wäre. Wenn du den Eskapaden deines Vaters zuhörst und dich wunderst, ob er jemals erwachsen wird.

Wider besseres Wissen möchte ich meine physische Zeit anhalten, um immer so auszusehen wie ich es jetzt, mit 36, tue.

37.

»Sat Sri Akal«, war mein Gruß für Papaji. Es waren die ersten und die letzten Worte, die ich bei jedem Telefongespräch oder Treffen zu ihm sagte. »Sasrikal« – so klang mein Erkennungswort, das »Hallo« und »Auf Wiedersehen« halb mitverschluckt hatte – barg eine Resonanz in sich, die ich erst nach seinem Tod wahrnahm. Er war die Person, der gegenüber ich diesen Gruß am häufigsten gebrauchte. Sogar meiner Großmutter gegenüber benutze ich ihn selten, und die einzigen anderen Gelegenheiten, zu denen er aus meinem Mund kommt, sind verbunden mit den älteren Freunden und Verwandten meines Großvaters. Heute bedeuten mir diese Worte viel, nicht, weil ich mit ihrem Gefühlsinhalt näher gekommen wäre, sondern weil ich meine eigene Beziehung zu ihnen gefunden habe.

38.

Meine Mutter wurde in einen Großfamilienhaushalt geboren, in dem ihr Vater noch mit seinen Eltern und deren Nachkommen – die jüngsten unter ihnen waren noch so jung wie sie damals – unter einem Dach wohnte. Da sie an solche Netzwerke gewöhnt waren, versuchten sie natürlich, sie zu erhalten oder, nachdem sie erst einmal alle voneinander getrennt waren, weitere zu bilden.

39.

Wir gehören nicht einfach durch Geburt einer Kultur an. Wir müssen erst lernen, uns einen Weg heraus oder wieder zurück dahin zu bahnen, bevor wir irgendwelche bedeutungsvollen Schlüsse ziehen könnten, das heißt, uns ins Verhältnis dazu setzen oder gesetzt werden.



40.

Die Jahre zwischen 20 und plusminus 70 sind, zumindest im Westen, eine Art alterslose Zone, in der wir weder alt noch jung sind. Beim Aufenthalt darin kann es vorkommen, dass wir den Überblick über die hartnäckig steigenden Zahlen verlieren, die nicht wirklich etwas darüber sagen, wer wir sind.

41.

In Wahrheit haben wir niemals nur ein einziges Alter. Der französische Schriftsteller Jules Renard notierte in seinem Tagebuch: »Wir leben nicht im Wechsel von Kindheit, Reife, Alter. Wir haben mehrmals im Leben Saison, aber deren Verlauf ist nur wenig bekannt und kaum deutlich genug zu erfassen.«

42.

Romane besitzen die Kraft, uns so alt oder jung zu machen wie die Charaktere, deren Geschichte wir lesen.

43.

»Kannst du mir dabei behilflich sein, etwas auf Lager zu haben, um die Sache zu beenden, falls ich jemals wie Papaji werden sollte?« Das fragte ich meine Schwester, die Ärztin ist.

»Wie? Ich soll meinen Beruf aufs Spiel setzen, damit du dich davonmachen kannst?«

»Du wirst dann hoffentlich schon Rentnerin sein.«

»Es gibt keine Altersbeschränkung für Gefängnisse. Du wählst deinen bequemen Ausgang, und ich werde dafür im Gefängnis schmachten.«

»Ich will eben nicht, dass meine Kinder mir jemals beim Pissen und Scheißen behilflich sein müssen und Tag und Nacht bei mir wachen müssen.«

»Ich denk, du willst keine Kinder.«

»Naja, zumindest möchte ich niemanden zumuten, diese Dinge für mich zu machen, nur weil ich selbst zu alt wäre.«

»Vielleicht gibt es andere Menschen, die das wollen. Es geht dabei nicht nur um dich. Stört es uns etwa, für Papaji zu sorgen?«

Ich war froh, für ihn dasein zu können. Dennoch fiel es mir manchmal nicht leicht. Wenn es sich zu schwer anfühlte, wenn es aussah, als würde es endlos so weitergehen, wenn er nicht dankbar genug schien, dann machte es mir schon was aus. »Okay, du musst mir das Zeug nicht selbst geben. Sag mir nur, was ich mir am besten besorgen soll.«

»Ich würde Barbiturate empfehlen. Aber es gibt nichts, was dir legal in die Finger fallen würde.«



44.

Papaji begann sich zu erholen und genoss weitere vier Monate lang das Leben. Obwohl er die meiste Zeit weiterhin ans Bett gefesselt war, konnte er für die meisten Grundbedürfnisse selbst sorgen. Wir feierten Geburtstage zusammen, fuhren ihn durch die Gegend, telefonierten via Skype und blickten in sein erstautes Gesicht. Jeden Tag las er Zeitung, frönte seiner Gier nach biriyani, fish & chips und chinesischem Fastfood und änderte sein Testament. Vier Monate – Zeit, die ich mir selbst vorenthalten würde, wenn ich den einfachen Ausweg nähme.

45.

»Eine gute That der andern so anreihen, dass auch nicht der kleinste Zwischenraum bleibt, was heisst das anders, als das Leben geniessen?« Marc Aurel, Selbstbetrachtungen

46.

Was man liest, wird Teil der persönlichen Biographie: Hinfälligkeit und Jungbrunnen. Dennoch kann das Lesen einen nicht voll und ganz auf das Leben vorbereiten.

47. Noch nicht einmal das Leben kann einen auf das Leben vorbereiten.

48.

Weisheit hatte ich mir als etwas vorgestellt, was ich in die Hände nehmen könnte, und mir gehören würde, sobald ich meine Faust darum schließe. Natürlich sind wir für hübsch verpackte Weisheiten – wie Bücher und Zitate – empfänglich. Aber etwas zu empfangen heißt nicht unbedingt, es dann auch bei sich zu haben. Weisheit ist »die Fähigkeit zu unterscheiden und zu beurteilen, was wahr, richtig oder beständig ist.« Eine Einsicht. Im Kern bedeutet Weisheit, uns selbst besser zu kennen.

49.

Wir lernen Dinge über uns selbst durch andere. Die Beziehung zu sehr jungen und sehr alten Menschen bringt uns so vieles über uns selbst bei, wie man es nur von wenig anderem behaupten könnte.

50.

Chinas neues Gesetz für Ältere sieht bei Geld- oder gar Gefängnisstrafe vor, dass die Kinder ihre alten Eltern regelmäßig besuchen und pflegen müssen. Wie schnell Kollektivismus von Kapitalismus ausgehöhlt wird.



51.

Irgendetwas muss falsch laufen, wenn die öffentliche Ordnung es erschwert, Beziehungen zwischen den Alten und den Jungen aufrecht zu erhalten. Die meisten Menschen möchten für ihre Eltern da sein. Wenn die Familien klein sind, die Finanzlage angespannt oder die Entfernungen groß, ist das nicht immer möglich. Keine Gesetzgebung kann Kinderpflichten erzwingen, wenn die Grundwerte einer Gesellschaft das nicht hergeben.

52.

Offenbar nimmt in der westlichen Welt die Zahl der plastischen Chirurgen schneller zu als die der Ärzte für Altersheilkunde.

53.

Einmal habe ich Papaji gefragt, ob er erwartet habe, dass sich im hohen Alter seine Kinder um ihn kümmern. »Nachdem sie erwachsen geworden sind, ist es die Pflicht der Kinder, ihren Eltern zu helfen«, ließ er mit Nachdruck vernehmen. Nach einer Weile fügte er hinzu: »Wenn du deine Tochter verheiratest hast, denkst du: Das war's jetzt, jetzt hast du alles geschafft. Dann lässt sie sich scheiden, und du musst sie doch wieder unterstützen.« Er redete über meine Mutter. »Es hört nicht auf, es hört nie auf.« »Wir sorgen doch auch für unsere Mutter«, stellte ich klar.

»So soll es auch sein.«

»Also sollten alle deine Kinder hier sein, um dir zu helfen?«

»Ich weiß nicht.« Er schüttelte seinen Kopf und wurde wieder still. Dann brach es aus ihm heraus: »Gott sei Dank für die gesetzliche Krankenkasse!«

54.

Eine in 80 Ländern, darunter England und Deutschland, durchgeführte Studie der Weltgesundheitsorganisation hat unlängst ergeben, dass der größte Teil des Gesundheitssystems nicht darauf ausgelegt ist, eine adäquate Pflegeleistung für eine wachsende alte Bevölkerung zu gewährleisten, auch wenn ein steiler Anstieg des älteren Bevölkerungsanteils voraussehbar ist.

55.

In Großbritannien wurde Ärzten geraten, statt den Begriff Geriatrie zu benutzen, lieber von »Pflege für Ältere« (Elderly Care) zu sprechen. Auch Sprache kann sich kosmetischen Operationen unterziehen. Wenn wir so weitermachen, werden wir die Geriatrie demnächst »Senior Management« nennen.



56.

Die entscheidende Rolle des Wohlfahrtsstaates in der Altenfürsorge ist umstritten. Wir wissen, dass wir heute länger leben und mehr Hilfe im hohen Alter benötigen werden. Darum obliegt uns auch die Verpflichtung, uns darauf vorzubereiten und zu einer Zukunft beizutragen, in der Älterwerden nicht gleichbedeutend mit einer minderen Existenz oder einem Zu-Last-Fallen ist. Die aktuelle wirtschaftliche Krise hat große Einsparungen der Staatsausgaben nötig gemacht. Für das staatliche Gesundheitssystem hat die derzeitige Regierung Kürzungen von mehr als 20 Millionen Pfund vorgenommen. Die British Medical Association hat den Wahnwitz davon unterstrichen, die Öffentlichkeit ist nicht minder unglücklich damit, dennoch gab es keinen grundsätzlichen Widerstand dagegen – wahrscheinlich, weil die meisten Menschen schlicht keine Lust haben, das Geld dafür auszugeben. Die Alternativen sind klar: Wir können jetzt mehr Steuern bezahlen oder zahlen später drauf, dann mit verringerter Lebensqualität.

57.

»Wenn du weder den Feind noch dich selbst kennst, wirst du in jeder Schlacht unterliegen.« (Sun Zu, Die Kunst des Krieges)

58.

Als Papaji dann sehr krank wurde, wollten alle zeigen, wie sehr sie sich um ihn sorgten: Freunde und Familie und auch all die Leute, die er durch seine jahrelange Arbeit für das Southfields Gurudwara Komitee kennengelernt hatte. Während andere Karten oder Blumen senden würden, kommen die Inder persönlich. Wer wirklich seine Betroffenheit zeigen will, tut gut daran, mehr als einmal aufzukreuzen. Selbst als Papaji auf der Intensivstation war, angeschlossen an lebenserhaltende Instrumente, wollten immer noch Bekannte bei ihm vorbeischauen. Sie waren enttäuscht, wenn es hieß: Keine Besucher, nur nächste Familienmitglieder. Trotzdem versuchten einige ihr Glück und tauchten trotzdem auf. Ich kann mir keinen Nicht-Inder vorstellen, der dazu in der Lage wäre.

59.

Verehrung wird, wie vieles andere auch, in erster Linie durch Taten gezeigt. Obwohl mir das bewusst ist, verspüre ich den Impuls, skeptisch zu sein, wenn Menschen Dinge tun, die mit meinen eigenen Wertvorstellungen im Widerspruch stehen.

60.

Du bist zu verwestlicht, um das zu verstehen, hatte meine Mutter mir gesagt. Du bist einfach viel zu modern, hatte mich meine Großmutter beschuldigt. Du bist noch jung,



meinte Papaji, wahrscheinlich in der Folge einiger Beschwerden meinerseits über indische Lebensarten, die mir zu weit gingen. In erster Linie kommt es auf die Familie an, so legte er nach, das wirst du eines Tages noch einsehen.

61.

Familie ist ein Mikrokosmos der Gesellschaft. Die Verwandtschaftsbezüge, wie sie von der Generation meines Großvaters gelebt werden, finden ihr Echo in den besten Wohlfahrtsstaaten. Dennoch wurde dieses soziale Modell in den letzten Jahrzehnten durch den Hedonismus kapitalistischen Zuschnitts kompromittiert, der davon ausgehen wollte, dass der Markt alle ausreichend befriedigen würde und alles, was wir tun müssten, darin bestünde, das Beste aus uns zu machen. Nun wird dieses Modell durch die Unsicherheit, die durch das Scheitern des Kapitalismus zum Vorschein kommt, erneut bedroht. Plötzlich gibt es überall Fehlbeträge und voller Panik schauen wir, weil dem System nicht mehr getraut werden kann, nur noch auf uns selbst.

62.

Teil einer fairen und demokratischen Gesellschaft zu sein, heißt, zu den entsprechenden Institutionen beizutragen, die denjenigen helfen, die älter, kräcker, ärmer oder anderweitig unglücklicher sind als wir selbst – sogar wenn wir uns schlecht bei Kräften oder schlecht behandelt fühlen. Diesen Aspekt sollten wir nicht einfach nur akzeptieren, sondern dafür kämpfen. Andernfalls werden wir bestenfalls die Veränderungen, die wir kollektiv angehen müssen, vertagen und dabei uns selbst von der Möglichkeit entledigen, unsere Lebens- und Alterserwartungen zu verbessern.

63.

In dunklen Momenten denke ich, dass es vielleicht keine gute Antwort auf Papajis Frage, welchen Nutzen er noch habe, geben könne. Keine Antwort, um ihn zufriedenzustellen und keine Alternative im Gegenzug für Trost. Es gab früher Gesellschaften, die Senizid praktizierten, die ältere Menschen aufgaben oder gar umbrachten. Einigen Behauptungen zufolge gibt es diese Handhabe in Teilen der Welt immer noch, wie im indischen Bundesstaat Tamil Nadu, wo es dafür den Begriff Thalaikoothal gibt: Familienmitglieder verabreichen Älteren dabei große Mengen an Kokosnusswasser, was zu Niereninsuffizienz, hohem Fieber, Schlaganfällen und innerhalb von ein oder zwei Tagen zum Tod führt. Man könnte sagen, unsere moderne, wenn auch streitbare Spielart davon ist die Euthanasie, die, seitdem sie auf Konsens von beiden Seiten basiert, vom Patienten und dem medizinischen Experten, ethisch vertretbarer klingt. Dennoch kann ich mir das nicht als eine Standardlösung vorstellen. Es wäre sicher nicht gut, wenn Menschen gezwungen würden, sich mit ihrem eigenen Tod zu beeilen, nur weil ihr Leiden die Ursache für das Leiden anderer sein könnte.



64.

Jedes Mal, wenn Papajis Leben am Tiefpunkt war, fand ich in mir ungeahnte Reserven an Geduld und Zärtlichkeit. In solchen Fällen gab ich mir selbst das Versprechen, das ich, sollte es ihm besser gehen, jeden Augenblick auskosten und mehr mit unternehmen würde. Jedes Mal, wenn sein Zustand Fortschritte machte, kehrte ich zurück zu meinen egoistischen und ungeduldigen Gewohnheiten, um dann, wenn er sich wieder verschlechterte, Reue zu empfinden.

65.

Langsam verstand ich, dass seine »Nützlichkeit« – wenn das überhaupt so brutal gesagt werden kann – darin bestand, mich durch den Eindruck, wie würdevoll ein Tod sein kann, mit mir selbst zu konfrontieren, mir zu helfen, die unabänderliche Bahn des Lebens zu verstehen und mich an die alten Lehren zu erinnern, die einem so nahe sind, dass man sie vergisst: Lebe und liebe jetzt, versuche in jedem Moment, dein Bestes zu geben.

66.

Zu den Volksweisheiten gehört auch die biblische Behauptung: »Bei den Großvätern ist die Weisheit, und der Verstand bei den Alten.« So sollte es vielleicht sein, aber es ist auch klar, dass die Weisheit nicht einfach proportional zum Alter wächst. Für jeden Nelson Mandela steht ein Robert Mugabe. Auch die weisesten älteren Menschen sind keine unerschöpflichen Quellen an Gutwilligkeit und gehaltvollen Bonmots.

67.

Wenn wir im Verlauf des Lebens sowohl alt als auch jung sein können, dann können wir sicher auch sowohl weise als auch närrisch und unschuldig sein?

68.

Ein Verwandter, der aus dem Ausland zu Besuch bei Papaji kam, fühlte sich angesichts der Betagteren, die ihm dort ihren Respekt zollten, unwohl. »Das ist vielleicht deprimierend«, sagte er, »wie sie alle gealtert sind und durchweg Gesundheitsprobleme haben.« »Aber sie sind doch für ihre Verhältnisse noch ziemlich gut in Form«, antwortete ich, die ich inzwischen großzügig sein konnte. Wenn sie keine Mitfahrmöglichkeit bekommen, sprangen diese nach vorn gebeugten und nur mit Gehhilfe beweglichen Brüder und Schwägerinnen auf den Bus und stiegen sogar mehrere Male um, damit sie der Familie ihre Dienste erweisen konnten.

»In guter Verfassung?«, zweifelte er: »Sogar ihre Ausflüge unternehmen sie nur um entweder andere kranke Menschen oder um Begräbnisse zu besuchen. Das Alter – Ich halte das nicht aus. Ich kann da einfach nicht hingucken.«



69.

Ich kann nicht anders, als von Menschen mit weißem Haar, sei es auch gefärbt, Besonnenheit und würdige Ausgeglichenheit zu erwarten.

70.

Ich glaube, das Alter hat in unseren Leben sogar noch öfter Saison als es sich Renard in seinem Tagebuch vorstellt. Im Laufe eines Tages kannst du im fliegenden Wechsel ein Kind, eine Erwachsene oder ein Oldie sein – das hängt einfach nur davon ab, mit wem du unterwegs bist und was du gerade tust. Wenn Krankheiten uns die eigene Vergänglichkeit spüren lassen und uns zur Geisel der eingeschränkten Körperfunktionen machen, begegnen wir dem Alter. Zu anderen Gelegenheiten schlüpfen wir zurück in die Kindheit, dann spielen wir, schlecken an einer Eiskugel oder lassen uns am Strand mit den Wellen treiben. Die Reife erfahren wir wiederum durch ernsthafte Auseinandersetzungen, die uns dem Verstehen näher bringen, oder durch tiefe Emotionen, die uns Mitgefühl entwickeln lassen.

71.

Der Anti-Alter-Verwandte, ein Mitfünfziger, emigrierte vor rund 20 Jahren aus Großbritannien. Dort, wo er jetzt lebt, kennt er so gut wie niemanden, der älter als er selbst wäre. Seine Heimatbesuche sind unregelmäßig und kurz ausgefallen, alle fünf oder sechs Jahre mal für ein paar Wochen. Das könnte auch der Grund dafür sein, warum das Altern seiner Mitmenschen so ein Schock für ihn ist. So erfährt er es in maximalen Etappen, die sich in seinem eigenen Leben nicht widerspiegeln. Auch lässt er sich von seinen Kindern nicht Vater nennen, und wenn jemand ihn ahnungslos als Onkel bezeichnet, so wie es junge Inder Älteren gegenüber gewöhnlich tun, verbittet er sich das unmissverständlich. Das gleiche gilt für seine Frau, die niemand wagen sollte zu vermuttern oder zu vertannten. Eine der besten Anekdoten, die der Mann auf Lager hat, handelt von dem tollsten Geschenk, das er seiner Frau je bereitet hat. Bei einem Casinobesuch zu ihrem fünfzigsten Geburtstag briefte er die Rezeptionistin, damit sie das Geburtstagskind am Eingang anhalten und bitten würde: »Entschuldigen Sie, Fräulein, Zugang erst ab 18. Dürfte ich bitte ihren Ausweis sehen?«

72.

»So stolz wir auch auf unsere Körper sind, mein Freund, werden sie doch in einem einzigen Augenblick erlöschen.« Aus Gurbani, dem Heiligen Buch der Sikh.



73.

Den Wunsch, sich ein jugendliches Aussehen zu erhalten, kann ich verstehen. Ich komme aus einer eitlen Familie und auch Papaji war sich immer seines Äußeren bewusst. Selbst als er bettlägerig war, bestand er darauf, dass wir seine Nägel feilten und seinen Bart stutzten. Einmal rief er bei meiner Mutter an: »Ich habe ein langes graues Haar in meiner linken Augenbraue gesichtet. Ich brauche jemanden, der mir das rauszupft.«

74.

Unsere Gesellschaft idealisiert die Jugendlichkeit, vor allem bei Frauen. Die Mode scheint von dem Prinzip auszugehen, dass Frauen jeglichen Alters den feingliedrigen Körper von Teenagern haben. Den retuschierten Bildern von Massenmedien nach zu urteilen, sind sie gleichwohl lebenslang mit babysanfter, faltenfreier Haut ausgestattet. Es fällt schwer, dem Druck, der dadurch ausgeübt wird zu widerstehen, vor allem, wenn man die Vorteile von Schön- und Jungsein selbst genossen hat.

75.

Als mich meine englische Lektorin, nachdem sie meinen ersten Roman gekauft hatte, persönlich traf, sagte sie: »Toll, dass ich nun ins Büro zurückgehen und erzählen kann, dass du auch noch gut aussiehst. Das wird ein Bonus sein.« Ich fühlte mich geschmeichelt. Aber seither hat sich in mir die Enttäuschung breit gemacht, dass sich selbst die Literatur an solche Frivolität verkauft. Manchmal frage ich mich, was passieren wird, wenn ich aufhöre, jung aus zu sehen. Ich würde gerne daran glauben, dass mein Werk durch seinen eigenen Wert Anerkennung findet, aber ich fühle mich verunsichert. Aufreten und Erscheinung spielen inzwischen in der Buchindustrie eine zu große Rolle.

76.

Wie können wir, ohne natürlich alternde Menschen um uns herum, lernen, dass es auch eine andere Art Schönheit jenseits der gelifteten und eingefärbten Bandbreite gibt? Wenn wir das nicht erfahren können, werden wir auch unser eigenes Altern nicht akzeptieren können.

77.

Familien sind heute fragmentierter und leben oft verstreut über das ganze Land, wenn nicht gar den gesamten Globus. Unabänderlich verpassen viele dadurch einige der Schlüsselmomente und wichtigen Geschehnisse im Leben der anderen. Papajis Familie kam aus einer kleinen indischen Stadt namens Gujranwala (die inzwischen zu Pakistan gehört), emigrierte zu Zeiten des British Empire nach Kenia und verteilte sich von dort aus über die ganze Welt. Während einer bestimmten Epoche lebten Papajis



Brüder in Kenia, Kanada und Großbritannien, während jedes seiner drei Kinder sich auf einem anderen Kontinent aufhielt, in Afrika, Europa und Australien. Im letzten Jahr seines Lebens dann lebten ein Sohn und eine Tochter nur eine halbe Autostunde von ihm entfernt, und eine Enkelin war gar bei ihm zu Hause eingezogen. Zudem war ich selbst recht oft in London, und wenn ich nicht dort war, dennoch von Berlin aus in der Lage, in Notfällen ziemlich schnell mit dem Flugzeug anzureisen. Diejenigen, die am nächsten bei ihm waren, sorgten auch am meisten für ihn, sie sahen am meisten, sie liebten am meisten und lernten am meisten – nicht nur von ihm, sondern, wegen ihm, auch voneinander. Nähe ist Schmerz und Privileg zugleich.

78.

Dein schreibendes Ich ist Dein besseres Ich, so habe ich mir einen Satz von Susan Sontag gemerkt, der für mich präzise zusammenfasst, was schon viele Autoren erfahren und ausgedrückt haben. Was anderes sollte dieses »besser« bedeuten, wenn nicht weiser? Wenn du schreibst, reflektierst du, überdenkst, verbesserst und veredelst.

79.

Auch dein Leser-Ich kann ein besseres Ich sein. Beim Lesen betreten wir einen Bereich, in dem uns das Verstehen leichter fällt, weil wir uns für eine gewisse Zeit jenseits der Parameter des Selbst und den Forderungen der Wirklichkeit aufhalten.

80.

Wenn Papaji in seinen letzten bewussten Momenten danach gefragt wurde, ob es etwas gäbe, was er noch nicht gesagt habe, antwortete er: »Nein, ich habe alles gesagt. Es gibt nichts Ungesagtes.« Leben kann nicht revidiert werden. Auch letzte Worte können seinen Inhalt nicht verändern. Letztendlich muss es eine Akzeptanz all dessen geben, was perfekt und fehlerhaft war, ebenso wie all dessen, was in den Bereichen dazwischen angesiedelt ist. Papaji wusste das zu Lebzeiten und darum wusste er es auch im Augenblick seines Todes.

81.

Sat Sri Akal: Meine atheistische Ode an die Erinnerung, meine zeitlose Verbeugung vor dem Alter.

Seneca folgend, ist das Leben, wenn man weiß, wie es geht, lang. Die Zahl der Jahre ist dafür nicht entscheidend. Die durchschnittliche Lebenserwartung für Frauen liegt in Großbritannien derzeit bei 82 Jahren. Wie sollte ich da nicht kalkulieren?

Aus dem Englischen von Astrid Kaminski



Gisela Dachs

NIE URLAUB MACHEN WARUM ISRAELISCHE MÄNNER DIE WELT- WEIT HÖCHSTE LEBENSERWARTUNG HABEN

Die jüdischen Pioniere, die lange vor der Gründung Israels ins Land kamen, waren besetzt vom Aufbruch in eine neue Zukunft. Sie hatten Eltern und Traditionen hinter sich gelassen und bauten einen Staat auf, in dem damals alle jung waren. Man wollte sich, im Denken und im Stil, bewusst unterscheiden von den Vorfahren in Europa. Vielleicht ist das der Grund, warum so viele ältere Israelis – Männer und Frauen – oft jugendlicher oder unangepasster wirken als viele ihrer Altersgenossen auf dem Alten Kontinent. Für diese Gründergeneration gab es keine Modelle fürs Älterwerden. In Israel sind es keine betagten Hippies, die Sandalen und Jeans tragen, sondern eher ganz normale Senioren.

Insgesamt aber ist Israel nach wie vor ein Land der Jungen; aufgrund hoher Geburtenraten und kontinuierlicher Einwanderung gibt es kein Nachwuchsproblem. Die Senioren stellen nur 10,5 Prozent der Bevölkerung, verglichen mit den durchschnittlichen 15 Prozent in den OECD Ländern. Das mag einer der Gründe für einen anderen Umgang mit ihnen sein als in Europa. Generell attestieren Mediziner Israel ein offeneres Denken, was den Anspruch auf Lebensqualität im Alter angeht. Undenkbar seien Diskussionen, ob es sich überhaupt noch lohnen würde, Menschen ab einem bestimmten Alter aus Kostengründen ein künstliches Hüftgelenk zu bewilligen oder nicht.

Tatsächlich ist in Israel vieles ähnlich und doch so manches ganz anders, wenn es ums Thema Älterwerden und Alter geht. Es handelt sich zum einen um ein westlich geprägtes Land, mit hoher weiblicher Beschäftigungsrate und begrenztem Wohnraum, was mit zur Auslagerung der Altenbetreuung geführt hat. Diese findet nicht mehr, oder nur selten, zu Hause bei den eigenen Kindern statt. Es gibt zahlreiche Seniorenheime, die Elternheime heißen, Betreutes Wohnen und Hilfe zu Hause. Derzeit sind mehr als 90 000 von 600 000 Senioren auf 10 bis 16 Stunden Betreuung in der Woche angewiesen. Wer eine Rund-um-die-Uhr-Pflege braucht, hat mit großer Wahrscheinlichkeit einen ausländischen Helfer. Die Pfleger, es sind in der Regel Pflegerinnen, kommen häufig aus den Philippinen und Moldawien.

Natürlich gilt das Diktat der Jugend auch in Israel. Die Schauspielerinnen auf dem Bildschirm sind jung, schon Frauen in den Zwanzigern lassen sich Botox spritzen, um frühzeitig Altersspuren vorzubeugen. Und auch hier gelten die widersprüchlichen Gesetzmäßigkeiten der modernen Arbeitswelt. Da klettern Chefs immer früher nach oben auf die Karriereleiter, besonders in der Hightechindustrie, wo man schon mit 40 als alt und ausgedient gilt. Zugleich werden die Menschen aber immer älter und bleiben weit nach dem Rentenalter aktiv.



Gesellschaftlich aktiv sein, sich engagieren, solange man kann, gilt als gesund und wichtig. Das Leben wird im Judentum als ein ständiger Lernprozess betrachtet. Hinzu kommt, dass die geopolitische Lage eines Landes, das seit seiner Gründung ständiger Bedrohung ausgesetzt ist, von seiner Bevölkerung ein Wachsein abfordert wie wohl kaum anderswo. Mehr als die Hälfte glauben nicht, dass es für sie Frieden in naher Zukunft geben wird. Dieser Zustand führt aber nicht zu einem kürzeren Leben.

Die Lebenserwartung der Israelis gehört mit zu den höchsten auf der Welt. Mit einem Durchschnittsalter von 81,6 Jahren rangiert ihr Land damit statistisch vor den reichen Wohlfahrtsländern Norwegen, Kanada und Deutschland. Weltspitzenreiter sind die israelischen Männer mit der höchsten Lebenserwartung überhaupt (80,2), gefolgt, je nach Statistik, von der Schweiz und Japan. In allen anderen Ländern sterben die Männer in den Siebzigern. Warum dies in Israel anders ist, hat bisher noch niemand feststellen können.

Über die Gründe wird allenfalls spekuliert. Experten verweisen auf mehrere Faktoren, die gemeinsam zu einer höheren Lebenserwartung beitragen: ein Zusammenspiel aus guter Gesundheitsversorgung, moderner Präventivmedizin, ausgewogener Ernährung mit viel Tomaten und Olivenöl, genetischem Mix, den Vorteilen von eng geknüpften sozialen und familiären Netzwerken sowie einem Grundgefühl der gegenseitigen Verantwortlichkeit. So sind auch Nachbarn, die sich im Alltag nicht austehen können, im Notfall füreinander da. Und Stress, so vermuten ja manche Forscher, sei nicht unbedingt nur negativ. Phasenweise könne demnach Stress das biologische System durchaus stärken.

Für den Soziologen Gad Yair von der Hebräischen Universität in Jerusalem, der das Buch *The Code of Israeliness* geschrieben hat, spielt das Bewusstsein eines gemeinsamen Schicksals und der gemeinsamen Geschichte eine große Rolle. Yair bewertet die Zahl der Kontakte als die beste Voraussetzung für ein langes Leben; er nennt es soziales Kapital, von dem in Israel ausreichend vorhanden sei. Gemeint sind familiäre Beziehungen, Freunde und feste Bezugspunkte für Senioren, wie sie etwa von Freiwilligenorganisationen initiiert werden. Das Erklärungsmuster des Soziologen bezieht sich auf den französischen Intellektuellen Emile Durkheim, der in seinem klassischen Text über Selbstmord 1897 ein dichtes soziales Netz als lebensrettend erachtete: je mehr Kontakte oder persönliche Beziehungen, desto kleiner die Selbstmordgefahr.

Yair spricht in diesem Zusammenhang auch von »unmittelbarer Intimität«, die die israelische Gesellschaft auszeichne; das heißt, die Menschen kommen im Alltag schnell miteinander in Kontakt, sei es im Wartezimmer beim Arzt oder mit den Nachbarn im



Wohnhaus. Soziale Barrieren würden so schnell durchbrochen, was zu mehr Kommunikation im Alltag und weniger Depressionen führe. Statistisch kann Israel zumindest eine geringe Selbstmordrate vorweisen (6 von 100 000), weniger als die Hälfte der Rate in Ländern wie Schweden, Frankreich und Deutschland.

In der Regel sind die familiären Bindungen enger. Israel ist – auch schon wegen der geografischen Nähe – eine Gesellschaft, in der die Kinder sich nie wirklich von ihren Eltern trennen. Dazu gehören ein ständiger Telefonkontakt, häufige Besuche und bedeutungsvolle Großeltern-Enkel-Beziehungen. Eine von Israels Errungenschaften, so hat es der israelische Historiker und Journalist Tom Segev einmal formuliert, bestehe darin, dass die Kinder im Land heute ganz normal mit ihren Großeltern aufwachsen dürfen. Dies war ja lange Zeit eine Ausnahme, denn die jungen zionistischen Pioniere ebenso wie die Flüchtlinge und später die Holocaust-Überlebenden, die ins damalige Palästina und dann nach Israel kamen, waren in der Regel ohne Eltern und Großeltern eingetroffen. Und ihr eigener Nachwuchs musste ebenfalls ohne Oma und Opa groß werden.

Über die tiefe Liebe seines krebskranken Vaters, der ein Überlebender war, zu seinen Enkeln hat der bekannte israelische Schriftsteller und Drehbuchautor Etgar Keret geschrieben: »Drei Tage zuvor hatten die Ärzte meinem Vater eröffnet, dass der Krebs an seinem Zungengrund, der sich in den letzten vier Jahren zurückgebildet hatte, wieder gekehrt und so weit fortgeschritten sei, dass man ihn nur noch mit der Entfernung von Zunge und Kehlkopf bekämpfen könne. Die Onkologin riet von der Operation ab, mein Vater war dafür. Die Onkologin wies ihn darauf hin, dass er nach dem Eingriff weder sprechen noch essen könne. ›In meinem Alter‹, erwiderte mein Vater, ›brauche ich nur noch mein Herz und meine Augen, um meinen Enkelkindern beim Wachsen zuzuschauen.‹«

Die Großeltern spielen gleichfalls eine wichtige Rolle im Leben ihrer Kinder, wenn es um die Betreuung der Enkel geht. Auch die Eltern braucht man sehr lange. Die sozialen Proteste vom Sommer 2011 hatten unter anderem damit zu tun, dass viele junge Paare, obgleich beide vollzeit arbeitend, nicht ohne andauernde Hilfe ihrer Erzeuger über die Runden kommen können. So sehr gebraucht zu werden mag manchmal anstrengend sein, ist aber zugleich sinnstiftend – und hält jung. Nicht wenige Pensionäre kennen sich bestens mit Handy, SMS, Facebook, Skype und E-Mails aus, um so in intensivem Kontakt mit ihrem Nachwuchs in Israel (und im Ausland) zu stehen. Wer keine eigenen Kinder hat, kann immer noch als Klassen-Oma von einer Schule adoptiert werden. Mit Sicherheit sind ältere Menschen in Israel insgesamt weit kinderfreundlicher und weniger lärmempfindlich als ihre Altersgenossen in Deutschland. Herumtobende Kin-



der stören selten, im Gegenteil, sie gelten als Zeichen für Lebendigkeit. Das Sich-einspannen-Lassen als Großeltern geht sogar so weit, dass es mittlerweile Vorträge gibt, in denen Psychologen dieser Generation raten, sie dürften sich durchaus auch ein bisschen Zeit für sich selbst nehmen und müssten sich nicht ganz den Enkelkindern widmen. Zu erwähnen sind in diesem Zusammenhang aber auch die Ehrenämter und sonstiges freiwilliges Engagement älterer Menschen, sei es in Kindergärten, Schulen, Behindertenheimen, Krankenhäusern oder im Zoo.

Insgesamt ist die Aufgeschlossenheit gegenüber technologischen Entwicklungen – seien es Handys oder Laptops – groß. Notwendigkeit und Neugierde wiegen da schwerer als die skeptische Frage: »Brauche ich das jetzt noch, muss ich mich jetzt noch mit diesen Dingen auseinandersetzen?«

Womöglich profitieren die Männer am meisten von diesen gesellschaftlichen Strukturen. Warum sich in Israel – anders als in anderen Ländern – die Lebenserwartung von Frauen und Männern in den vergangenen Jahren angeglichen hat und die Männer, wie oben angesprochen, die höchste Lebenserwartung überhaupt haben, erklären Wissenschaftler zusätzlich mit spezifischen Verhaltensweisen: »Israelische Juden trinken weniger Alkohol und heiraten eher als nichtjüdische Männer im Ausland, und es wurde ja bereits bewiesen, dass die Ehe einen Schutzeffekt für Männer und Frauen hat, aber eben besonders Männer schützt«, hebt der Tel Aviv Soziologe Jona Schellekens hervor.

Vermutlich sind es auch die Frauen, die ihre Männer regelmäßig zum Arzt schicken, sodass Probleme frühzeitig erkannt und behandelt werden können. Vorsorge kann ausgleichen, wo Gelder knapp sind. Denn was gesundheitliche Infrastruktur und Ausgaben angeht, nimmt Israel einen Platz auf den unteren Rängen ein. 2009 gab es lediglich zwei Krankenhausbetten pro 1000 Einwohner. Israel gibt nur 7,9 Prozent seines Bruttosozialprodukts für medizinische Zwecke aus; der OECD-Durchschnitt beläuft sich im Vergleich auf 9,6 Prozent.

Das Älterwerden an sich ist in Israel selbstverständlich nicht leichter als anderswo, und je nach Charakter ist die Akzeptanz dieses Prozesses verschieden. Auch ihre Religiosität mag frommen Juden dabei helfen, sich damit abzufinden. In jedem Fall lässt sich beobachten, dass sich Kinder – und das gilt für die jüdische Mehrheit ebenso wie für die arabische Minderheit in Israel – oft mit einer besonderen Hingabe um die Gesundheit ihrer alternden Eltern kümmern. Dies beschränkt sich nicht nur auf die Nachkommen von Überlebenden des Holocaust, ist da aber besonders ausgeprägt.



Diese Überlebenden sind eine besondere Gruppe von »Alten«. Es gibt heute in Israel noch 200 000 Menschen, von denen die meisten den Holocaust als Kinder überlebt haben. Die Erinnerung an Verfolgung und Leid, aber auch andere Kindheitsprägungen wie etwa Sprache treten im Alter häufig wieder stärker ins Bewusstsein. Das Langzeitgedächtnis lässt die entfernte Vergangenheit plötzlich näher rücken. Die Mutter einer Bekannten, die ursprünglich aus Hamburg kommt, hat erst in den letzten Jahren damit begonnen, deutsches Fernsehen zu schauen. Sie möge diesen »breiter gefassten Blick« auf die Welt, den vertrauten Klang ihrer Muttersprache.

Überhaupt fallen gerade die Jekkes, also die deutschen Juden in Israel, oft durch ihre hohe Vitalität bis ins hohe Alter auf. Wer in solchen Kreisen einen frühen Abendvortrag hält, muss darauf gefasst sein, dass sich Zuhörer pünktlich um acht verabschieden, weil dann bei ihnen noch eine Theaterveranstaltung oder Ausstellungseröffnung ansteht.

Natürlich ließen sich auch viele traurige Geschichten erzählen: von alten Menschen, die sich auch in Israel einsam fühlen und depressiv sind, die sich schwertun, mit ihren knappen Renten über die Runden zu kommen, und die vor Feiertagen auf die Lebensmittelpakete von Hilfsvereinen angewiesen sind. Immerhin ist das soziale Bewusstsein der Medien so sehr ausgeprägt, dass sie immer wieder eindrücklich von solchen Schicksalen berichten. Vor allem Holocaust-Überlebende finden heute mehr Gehör denn je; es sind die Enkel, denen sie heute ihre Lebensgeschichten erzählen, die sie ihren Kindern gegenüber verschwiegen haben. Bald wird es diese Generation nicht mehr geben.

Das gilt natürlich auch für die Gründergeneration. Einer ihrer prominentesten Vertreter ist Staatspräsident Shimon Peres, der gerade 90 geworden ist. Anlässlich seines runden Geburtstags warb eine bekannte Kaffeemarke mit seinem Pixel-Bild auf den Straßen: »Mit 90 hat er den Höhepunkt seines Lebens noch vor sich.«

Tatsächlich ist er in seinem Amt so aktiv, dass die jungen Assistentinnen und Assisten-ten oft kaum mithalten können. In seinem gedrängten Terminkalender gibt es, um nur ein paar Beispiele zu nennen, Flüge nach Washington, Paris und Vietnam, Gedenktage und Zeremonien, an denen er Reden hält, Empfänge in seiner Residenz und einmal im Jahr auch eine eigene »Präsidentenkonferenz«, zu der er gerne wichtige internationale Vordenker und Entscheidungsträger einlädt. Er hat eine Facebook-Seite und beantwortet jede Menge Briefe.



Einmal hatte ich Gelegenheit, ihn nach der Quelle seiner unglaublichen Vitalität zu fragen. »Sie sind doch eigentlich ein biologisches Wunder, Herr Präsident, was ist Ihr Geheimnis?« Darauf sagte Shimon Peres schmunzelnd: »Es gibt eine einfache Antwort: nie Urlaub machen, immer beschäftigt sein, und das mit einer Tätigkeit, die einen erfüllt.«



Péter Farkas

DIE SCHEISSE UND DIE GEISTIGE AUTONOMIE

»Wahrscheinlich gibt es keine Zeit, aber ziehn wir ruhig weiter die Armbanduhren auf.« {Gottfried Benn}

Fangen wir mit etwas Hässlichem an. Ein Freund von mir, der sich auf seine alten Tage mit chronischer Verstopfung plagt, ein echter geistiger Gourmet, ein fein ziselierter Geist, platzte bei meinem letzten Versuch also heraus: »Wie kann ein Mensch nur so abhängig sein von der Scheiße in ihm? Wie soll ich so jemals frei sein?« Unzweifelhaft ist das eine schwerwiegende Frage. Denn sie ist in Wahrheit eine nach der geistigen Autonomie.

Im Moment denke ich, eine grundlegende Voraussetzung für geistige Autonomie ist das Freisein von Schmerz und Furcht. Ich betone: im Moment, denn ich möchte die Möglichkeit nicht ausschließen, dass ich im nächsten »Moment« ganz anders darüber denken werde. Ich bin weder McDonald's noch Coca Cola, um immer dasselbe zu sagen.

Im Zustand von Schmerz- und Furchtlosigkeit ist das Bewusstsein, vermutlich, »unbewegt« und »leer«. Die »Leere« zum Beispiel stelle ich mir so vor wie die Leere in der Teetasse, die gerade auf dem Schreibtisch vor mir steht. Da ist eine Hülle, die Wand der »Tasse«, innerhalb der Wand aber gibt es »nichts«, außer einem äußerst feinen, gleichmäßigen, im alltäglichen Bewusstseinszustand nur in exzeptionellen Augenblicken wahrnehmbaren homogenen Strömen. So ist vielleicht der Urzustand des Bewusstseins. Das ungebrochene Blau des Himmels hinter den Wolken, das gleichmäßige Weiß der Kinoleinwand hinter der Projektion. Und das Alltagsleben produziert dann die Wolken oder die laufenden Bilder. Dahinter bleibt das Firmament ebenso unberührt wie das Weiß der Kinoleinwand. Das bedeutet, dass der Urzustand des Bewusstseins vom Augenblick unserer Geburt an bis zum Tod unangetastet da ist. Wenn es mir gelingt, diesen Zustand für Augenblicke, Minuten, Stunden wahrzunehmen, bin ich weder glücklich noch unglücklich, sondern die »Leere« selbst, das »Nichts«, das von Eigenschaften unabhängige, regungslose »Strömen«. Für den Menschen, die Kreatur muss das der optimale Zustand sein, und ich nehme an, das wäre die höchstmögliche Stufe der geistigen Autonomie. Das einzige Problem ist, dass in so einem Zustand keine Kunst entsteht. So könnte ich sogar sagen, Kunst sei nichts anderes, als eine der höchstmöglichen Immanationen des nicht-autonomen Bewusstseins. Als Schriftsteller wünsche ich mir also doch keine uneingeschränkte geistige Autonomie. Ich verlange doch Schmerz und Furcht zurück. Meinen Körper.

Machen wir uns keine Illusionen: Altwerden ist schrecklich. Natürlich ist es schrecklich. Schließlich erleben wir im Wortsinne hautnah den gnadenlosen, unaufhaltsamen



und nicht umkehrbaren Niedergang des Körpers. Unseres Körpers. Und damit die Vernichtung des »Ichs«, unseres Ichs. Wobei es sein kann, dass das Ich eine pure Illusion ist. Gibt es etwa eine Kunst oder eine Wissenschaft, die jemals mehr als eine blasse Ahnung vom »Ich« lokalisiert hätte? Ist denn das »Ich« mehr oder etwas anderes als die vor dem blauen Himmel driftenden, kulminierenden Wolken oder die Spiegelungen von Licht-und-Schatten-Phänomenen, die auf einer Kinoleinwand flackern; als die mehr oder weniger geordneten Mengen der uns und unserer Umgebung entströmenden Eindrücke? Kann sein, dass es weder mehr ist, noch etwas anderes. Aber was fange ich mit dem verrottenden Fleisch an? Mehr noch: mit meinem eigenen verrottenden Fleisch?

Das »Ich« definiert sich durch den Körper, mittels des Körpers. Die Grenzen des Körpers sind meine Grenzen. Das gewaltsame Verletzen dieser Grenzen bedeutet die Verletzung des grundlegendsten Menschenrechts, das Anzweifeln der Souveränität, der Autonomie des Individuums, eins der schwersten Vergehen an der menschlichen Würde. Es ist kein Zufall, dass sich der moralische Zustand einer jeden menschlichen Gemeinschaft am genauesten in der Art und Weise widerspiegelt, wie sich diese zum menschlichen Körper verhält. Es ist kein Zufall, dass eines der ruchlosesten »Erfindungen« die Degradierung der Menschen zur Biomasse ist, mal im Interesse kriegerischer Ziele (z.B. KZs) mal in dem friedlicher (z.B. Hungerstreiks). Der Körper ist heilig und unantastbar, seine Grenzen dürfen nur in ritualisierter Form – z.B. Sexualität – und mit Einverständnis des Betroffenen überschritten werden. Gleichzeitig verletzen wir diese Grenzen immer wieder während der Kindererziehung, dem Heilen, der Pflege von Alten und hilflosen Personen, nur um die naheliegendsten Beispiele zu nennen. Wir verletzen sie, wenn es gut läuft, zum Wohle der Betroffenen. Die Feinmotorik des menschlichen Handlungssystems, die Ethik muss für immer kompliziertere Situationen eine Antwort finden, wenn wir den Begriff der »menschlichen Würde« auch in fünfzig Jahren noch benutzen wollen. Als Kind konnte ich mir nicht sehr viele Gedanke über diese Fragen machen und wenn ich alt sein werde, werde ich vielleicht nicht mehr in der Lage dazu sein. So richtig beschäftigen mich diese Fragen erst, seitdem ich immer stärker spüre, dass ich das durch den Körper definierte »Ich« nicht mehr als Illusion betrachten kann. Und je mehr Schmerzen ich habe, um so weniger gelingt das. Wahrscheinlich muss ich noch viel an meiner geistigen Autonomie arbeiten.

Um die Wahrheit zu sagen, ein wenig langweilt mich dieses »Demenz-Festival«. Plötzlich scheinen einen Menge Leute entdeckt zu haben, dass sie irgendwo eine halb verblödete Großmutter haben, einen verkalkten Großvater, einen geistig ab- oder umgebauten Onkel. Die Medien brauchen natürlich immer neues Futter, Burnout, Kindermissbrauch (etc). halten nicht ewig vor, von Angelina Jolies amputierten Brü-



sten ganz zu schweigen. Zweifellos ist es lebensnotwendig, die Fragen, die sich im Zusammenhang mit der Überalterung der westlichen Gesellschaften ergeben, permanent zu diskutieren. Das Thema wirft eine ganze Reihe existenzieller und ethischer Fragen auf. Die Antworten, die die folgenden Generationen darauf geben werden, werden das Antlitz der Gesellschaften kommender Jahrzehnte grundlegend bestimmen. Und es ist nur scheinbar nur von Demenz, vom Altern die Rede. Ich möchte gerne zuversichtlich sein, aber es gelingt mir nicht so recht. Ich gebe zu, ich habe Angst vor jenem Gesicht, an dem ich ablesen kann, dass sein Träger genau weiß, was normal ist und was nicht, und was vom sogenannten Normalen abweicht, würde er sofort umziehen, einer Therapie unterwerfen oder bestrafen. Ich habe Angst vor dem Blick, der genau Bescheid zu wissen glaubt über meine Bedürfnisse und sich daher für meine Meinung gar nicht mehr interessiert. Ich habe Angst vor dem Mund, der mit todssicheren Definitionen jede Verordnung begründen kann, die ausschließlich nach seinem eigenen Wertesystem verfährt, und dieses Wertesystem ruht ausschließlich auf materiellen oder fiskalen Fundamenten. Ich fürchte mich vor den Augen und Ohren dessen, der »Unruhestifter« sofort aus seiner Umgebung entfernt (einweist, verbannt, interniert etc.). Und ich fürchte mich vor der Haut, die den Hässlichen, den Anderen, den Kranken, den Toten nicht berühren mag.

Ja, ein wenig langweilen mich die vielen schönen Bücher, Filme, Ausstellungen und Konferenzen über die altersbedingte Verblödung. Natürlich bin ich auch schuld, schließlich gibt es auch »Acht Minuten«. Neulich zum Beispiel habe ich auf Amazon eine Liste gefunden mit dem Titel »Demenz im Roman«. »Acht Minuten« stand da gerade neben Arno Geigers Bestseller, auf Platz 16. Die Wahrheit ist, als ich vor bald 10 Jahren das Buch schrieb, dachte ich nicht, einen »Demenz-Roman« zu schreiben. Ich wollte über die Liebe schreiben und natürlich über den Tod, das Sterben. Ich habe nie über etwas anderes geschrieben. Es hat mich nie wirklich etwas anderes interessiert als die Frage, wie man sprechen kann, wenn die Fähigkeit zu sprechen doch gerade am Verschwinden ist, wenn die Sprache ihre Gültigkeit verliert, wenn sie im Körper ertrinkt. Wie lange kann man aus solchen Extremsituationen »herausreden«? Giorgio Agamben schreibt: »Es gibt keine Stimme für das Verschwinden der Stimme... Wer es übernimmt, für sie Zeugnis abzulegen, weiß, dass er Zeugnis ablegen muss von der Unmöglichkeit, Zeugnis abzulegen.« Aber das ist doch die Kunst! Auf dem höchst möglichen Niveau zu scheitern. Spätestens seit Beckett weiß das jeder Künstler, es sei denn, er ist zu naiv oder dumm.

Ich weiß nicht, was Demenz ist. Wahrscheinlich immer anders, abhängig vom physischen, geistigen, mentalen und psychischen Zustand und von der Umgebung. Statt



meiner wissen es jedoch viele, Wissenschaftler, Ärzte, Gerontologen, Pfleger, mit allen möglichen Führerscheinen ausgestattete Alterungsexperten. Als meine 94jährige Urgroßmutter meine 70jährige Großmutter in den Schreibwarenladen schickte, sie möge ihr ein liniertes Heft kaufen, fragte meine Oma nicht viel, sondern ging in den Laden und kaufte ein liniertes Heft. Nur ich fragte die Uri, wozu sie so was brauche. »Na, Anfang der Woche fängt doch die Schule an«, sagte sie. Ich glaube nicht, dass irgendjemand die Uri für blöd oder krank gehalten hat. Sie war einfach alt. Sah kaum etwas, hörte kaum etwas, ihre Knochen hielten sie kaum mehr aufrecht. Aber sie galt weder als augenkrank, noch als knochenkrank. Wer für krank erklärt wird, mit dem stimmt etwas nicht, dem fehlt etwas. Meist wird er separiert und behandelt. Das Altsein kann man aber nicht heilen, ebenso wenig wie die Selbstauflösung des alternden Gehirns oder die Veränderung des Bewusstseins im Alter. Und das Isolieren hilft im Alter nur in den seltensten Fällen. Wenn wir Bedingungen schaffen, innerhalb derer es keine Wahlmöglichkeit gibt, muss man natürlich auch nichts mehr begründen.

Ich weiß nicht genau, was Demenz ist, aber sie läuft scheinbar genauso ab wie das Altern selbst. Jeden Tag verlieren wir etwas, jeden Tag müssen wir etwas loslassen. Ein permanentes Zurücknehmen, im günstigen Fall in beiderlei Bedeutung des Wortes. Ich reduziere, nehme etwas zurück oder erlange etwas wieder, das einst mir gehörte, aber im tüchtigen, fleißigen »Normalen« Alltag verloren ging, begraben von den Werktagen eines aktiven, arbeitsreichen Lebens. Die Uri war, bevor sie sich mit 94 Jahren für die Schule bereit machte, eine lebendige, flinke Frau. Die Arbeit brannte nur so unter ihrer Hand, es gab keinen Moment an »Leerlauf« in ihrem Leben. Bis sie auf einmal langsamer wurde. Sie wurde nicht »beizeiten« fertig mit Dingen, sie lächelte nur und sagte, sie würde am nächsten Tag weitermachen. Manchmal saß sie Stunden lang auf der Terrasse und betrachtete versunken das Schaukeln der Baumkronen oder die Insekten, die auf dem Steingeländer hin und her krabbelten. Millionen Kleinigkeiten fielen aus ihrem Gedächtnis, ihr Geist aber schien sich auszudehnen, als hätte das Vergessen Platz in ihrem Gehirn geschafft. Unterdessen ätzte sie natürlich, wehklagte und fluchte, verwünschte mehrmals am Tag das Alter. Ich wußte es noch nicht, aber ich ahnte bereits: »Älter werden ist nichts für Feiglinge.«

Was für eine Subversion! Zurücknehmen, verlangsamen, loslassen, wo wir doch darauf dressiert sind, zu erhöhen, zu beschleunigen, etwas zu ergattern. Gegenstände, Fähigkeiten, Wissen, Erfahrung, Eigenschaften, vor allem jene, die im monetären Sinn einen Preis haben, und die es möglich machen, noch mehr zu ergattern. Möglichst ein ganzes Leben lang, Tag für Tag, Stunde für Stunde, ununterbrochen. Es ist schwer, die Notausgänge zu finden, wenn der Druck unerträglich geworden ist, und die Auswege



führen nicht immer in idyllische Landschaften. Zumeist jedoch bemerken wir nicht einmal, dass unser Organismus gesättigt ist, die viele unnötige Materie presst sich durch die Poren in uns hinein, mehr noch, wir empfinden gerade dieses Gesättigtsein als natürlichen, angenehm erscheinenden Zustand. Warum schließen wir die Alten da aus? Wie prächtig ist es, noch mit achtzig ins Fitness-Studio zu gehen, Wildwasserrafing zu machen, zur Seniorenuni zu gehen, steinhart zu erigieren, den Mount Everest zu besteigen. Ich glaube, ich wäre lieber sorgenlos impotent, etwas aus der Zeit gefallen, faul und verträumt. Die Wahrheit ist, ich sitze schon heute, 20 Jahre vor der Uri gerne Stunden lang auf der Terrasse und betrachte die auf dem Steingeländer hin und her krabbelnden Insekten oder die sich wiegenden Baumkronen, und es ist mir keineswegs zuwider, die unter mir wuselnde ameisengleiche Welt zu vergessen. Vor der Hölle hingegen fürchte ich mich. Vor der durch listenreiche Ärzte ausgetricksten biologischen Uhr oder vor falschen Verbindungen zu der Natur. Vor dem noch atmenden Kadaverbrunnen des Alterns, und sei es einer der Luxuskategorie. Wo es kein Zurücknehmen, keine Verlangsamung, kein Loslassen gibt, sondern nur noch Terror. Der kalte Terror des schwarzen Mannes, der mich keinen Augenblick allein lässt und jeden Augenblick mein Menschsein mit den ausgesuchtesten Mitteln verhöhnt. Ja, Altern ist nichts für Feiglinge.

Die Frauen der Familie hatten alle ein recht langes Leben. So durfte ich zur Genüge sehen, dass die »Mutigen«, die »Kämpfer« über herausragende Eigenschaften verfügen (und vor allem Glück haben) müssen, wenn sie keinen qualvollen Tod sterben wollen. Die Bhagavad Gita sagt: »Du wurdest als Kämpfer geboren, du wurdest als Kämpfer ausgebildet, du musst kämpfen.« Ich glaube, deswegen bin ich immer noch hier, deswegen sind wir noch hier. Wir sollten uns nur nich einbilden, wir hätten gesiegt. Denn vergebens kennen wir die Finten der Alterskampfkunst, wir müssen uns Tag für Tag, Stunde für Stunde geschlagen geben. Wenn wir das richtig machen, ohne Beleidigkeit, Wut und Greinen, sind wir auch keine Verlierer. Wie sagt Rilke? »Wer spricht von Siegen. Überstehn ist alles.«

Ich fange mit dem Körper an, ich ende mit dem Körper. Mit dem Schauplatz der Apokalypse, des Schreckens, des organischen Supergaus. Dem Behältnis für Furcht und Schmerz. Es mag Geister geben, die ihr Bewußtsein unabhängig machen können vom Körper. Sie sind die wirklich autonomen Geister. Ihr Wesen ist eins geworden mit dem regungslosen Strömen ihres Bewußtseins. Das ist wahrscheinlich der Zustand der Gnade für die Kreatur. Ich halte den Körper dennoch für eins der größten Geschenke des Seins. Und nicht nur, weil ich ihn brauche, damit ich Furcht und Schmerz empfinden und schreiben kann. Es gibt noch etwas, das noch höherrangig ist als die Kunst. Die



Heldin meines vorletzten Buchs, Johanna die Wahnsinnige, Königin von Kastilien, verrottete in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts 45 Jahre lang in einem Turmverließ. Während sie halb gelähmt, an ihrem eigenen Erbrochenen erstickend mit dem Tode rang, führten die Priester einen theologischen Streit darüber, ob man ihr die letzte Ölung geben dürfe oder nicht. Das Buch schließt mit dem letzten Augenblick vor ihrem Ende: »Johanna öffnete weit die Augen und schloss sie nie wieder, denn als der letzte, furchtbare Krampf vorüber war, spürte sie, dass sie endgültig angekommen war, so wie zwei Nägel mit ihren Spitzen aufeinander zuhalten und einander schließlich berühren. Ihr Körper breitete sich aus, ohne Widerstand und Schmerz, so, wie die Leere in zwei Gefäßen, die man ineinander öffnet, zu einer Leere zusammenfließt. Denn plötzlich war sie aus dem Gefängnis des Körpers befreit, vom Kreislauf der Säfte, dem Schlagen ihres Herzens, der Anspannung der Lungen, der Verschlingung der Gedärme, der Ebbe-und-Flut der Hormone, der Umklammerung der Materie, die sie an die Erde presste. Sie schwebte gewichts- und reibungslos in der regungslosen Sphäre des gleichförmigen, bojenlosen Seins, und da zerriss der Vorhang des Himmels in zwei Stücke von oben bis unten und die unstillbare Sehnsucht in ihr wallte wieder auf. Denn so elend ihr Fleisch auch war, spürte sie doch in ihm die Qual und die Lust, das Fleisch war es, in dem die Flut des Leidens und der Wonne aufsteigen konnte, das träumen und sich an Kot, an Nektar, an Rausch und an Scheitern erinnern könnte.“ Ja, deswegen möchte ich diesen Körper noch eine Weile behalten. Denn nur mit ihm kann ich Lust und Qual spüren, mit ihm und durch ihn träumen und mich erinnern an Rausch und an Scheitern, und er ist es, den ich auch fürs endgültige Scheitern brauche, der an seinem Endpunkt dennoch nicht verlieren bedeutet. Denn nur der verliert, der Nein zum Tod sagt, zum Sterben, und dadurch auch zum Leben. Ich freue mich nicht unbedingt, dass ich sterbe. Aber ich stimme dem zu.

Aus dem Ungarischen von Terézia Mora



Franz Hohler
DE SENECTUTE
{Geschichten, Gedanken, Gedichte zum Alter}

Täuschst du dich
oder zittert manchmal
die Hand ein bisschen
wenn du den Suppenlöffel hältst?

Bist du das wirklich
von dem das Straßenverkehrsamt
ein ärztliches Zeugnis verlangt
du seiest noch fähig
ein Auto zu lenken?

Kann das sein
dass die
Kirchengemeinde dich einlädt
zur Seniorenweihnacht
mit schöner Klavermusik
und gemütlichem Zvieri?

Und der Tanzanlass
für ältere Paare
dienstags von 15 bis 16.30 Uhr
ist der für dich?

Ist nicht
ein Ausdruck von Mitleid
im Blick des jungen Verkäufers
der dir erklärt
dein Mobiltelefon
sei nicht mehr zu reparieren?

Müstest du sparsamer werden
mit dem Gebrauch eines Wortes wie
»früher«?



Warum fällt es dir
immer noch schwer
deine Handynummer zu lernen
(Die Nummer des Elternhauses
weißt du noch jetzt)?

Wie war schon wieder
der Titel des Films
in dem ein Planet
die Erde bedroht?
Und die Schauspielerin
die den Jungen beschützte
wie hieß sie doch gleich?

Hast du genügend Sätze
für ein Gespräch
mit jemandem
dessen Namen
dir nicht in den Sinn kommen will?

Merkst du das Lauernde
beim Zusammensein mit alten Bekannten
sobald die Rede
auf die Gesundheit kommt
auf Knie, Hüften, Gelenke
und ihre Ersetzbarkeit?

Was haben die Medikamente
auf deinem Frühstückstisch
verloren?

Warum feiern so wenige Freunde
den vierzigsten
und immer mehr
ihren sechzigsten, siebzigsten, achtzigsten?



Und wieso
will der dunkle Anzug
im Kleiderschrank
nicht mehr nach hinten rücken?

Morgens vor sechs
schon wach zu sein
dafür einzunicken
bei Büchner, Brecht
oder Shakespeare
ist das normal?

Ist es möglich
dass die Tage
etwas geschrumpft sind
in letzter Zeit?

Wird die Sparlampe
die du im WC einschraubst
Brenndauer 10 000 Stunden
länger halten als du?

Und all die Petitionen
und Initiativen
Für eine sichere
Keine, Nein zu, Stopp dem, Schluss mit
und Ausstieg aus ...
was gehen dich Zeiten an
die du kaum mehr erleben wirst?

Warum aber
trifft dich der Blick deiner
frisch geborenen Enkelin
mitten ins Herz
und lädt dich auf
mit Zuversicht
Zukunft
und Lebenssucht?
Dieses Gedicht habe ich zu meinem 70. Geburtstag geschrieben.



Der Kilometerstein 70 auf unserm Lebensweg scheint mir gefährlicher als der Kilometerstein 60. Aber selbstverständlich fangen das Altern und der aufkeimende Schrecken darüber nicht erst mit 70 an. Dazu ein kleiner Text.

Ich werde alt

Ich steige in Gaggenau aus. Eine Dame vom Kulturamt holt mich ab. Ich erkenne sie, bevor sie mich erkannt hat. Fast immer erkenne ich die Leute, die am Bahnhof stehen, um mich abzuholen, sie stehen da wie Fragezeichen. Da ich morgen früh eine Fahrkarte nach Rastatt benötige, werfe ich, bevor wir zum Auto gehen, einen Blick auf den Fahrkartautomaten. Unter den vielen klein gedruckten Ortsnamen finde ich Rastatt nicht, obwohl ich sorgfältig den Anfang der R-Orte absuche.

»Sehen Sie Rastatt?«, frage ich die Kulturbeauftragte, und sie sieht es ebenso wenig, schon aus Respekt mir gegenüber.

Ich gehe zum Schalter und verlange eine einfache Karte nach Rastatt, gültig am morgigen Tag. Die könnte sie mir nicht geben, sagt die Schalterbeamte, da müsse ich morgen den Automaten quälen. Sie sagt »quälen«, mit einem rätselhaften, halb ironischen, halb maliziösen Lächeln. Da sei eben Rastatt nicht drauf, sage ich. Rastatt sei schon drauf, sagt sie, aber ich könne auch einfach die Zahl 340 wählen.

»Mach ich«, sag ich, »aber Rastatt ist nicht drauf.«

»Doch, doch«, sagt sie.

Als ich hinzufüge: »Ich bin 60, ich kann lesen«, sagt ein Mann, der auf der Wartebank Zeitung liest: »Ich bin auch 60, kommen Sie, ich zeig's Ihnen.«

Gefolgt von der erstaunten Dame vom Kulturamt, gehen wir zum Automaten, und auf den ersten Blick sehe ich unter »R« Rastatt. Warum ich es vorher nicht gesehen habe, kann ich mir nicht erklären.

»Das kostet eine Schokolade«, sagt der Gleichaltrige scherzend. Wir gehen zurück in den Schalterraum, wo mein Requisitenkoffer steht, ich lege diesen auf den Rücken, öffne ihn und ziehe aus meinem Necessaire eine kleine Schokolade, die ich im letzten Moment noch eingepackt hatte. Er wehrt ab, ein Scherz sei das gewesen, aber ich beharre auf der Gabe, und schließlich nimmt er sie, »aus der Schweiz«, sagt er anerkennend.

Zur Schalterbeamten, die immer noch mit ihrem Mona-Lisa-Lächeln hinter der Scheibe sitzt, sage ich, und jetzt bin ich der Gequälte: »Sie hatten recht, Rastatt steht drauf.« Sie nickt zufrieden, und der Mann auf der Wartebank isst bereits zufrieden meine Schokolade, als ich mit der Dame vom Kulturamt unzufrieden dem Parkplatz zustrebe.



Und eine Fortsetzung dazu:

Ich werde noch älter

Wer das Hotelzimmer betritt, findet gleich links neben der Türe zwei Lichtschalter. Sie haben die Form kleiner Tafeln, die leicht schräg stehen, und wenn man sie von einer Schräglage in die andere drückt, geht das Licht an. Der eine Schalter bedient den Eingang, der andere das eigentliche Zimmer.

Wer das Bad betritt, findet linker Hand die gleichen tafelförmigen Lichtschalter, mit denen sich das Badezimmer erleuchten lässt.

Am Morgen suche ich nach dem Duschen vergeblich eine Steckdose für den Haarföhn, der wie in einer Badeanstalt fest an der Wand installiert ist. Ein Kabel mit einem Stecker hängt zwar einladend herunter, aber die Steckdose für allfällige Rasierapparate ist bösartig weit davon entfernt, keine Chance, ihn mit dem kurzen Kabel zu erreichen. Ich trockne mir die Haare mit dem Badetuch.

Später, beim Auschecken an der Rezeption, sage ich, nach Bestätigung meiner grundsätzlichen Zufriedenheit, einzig der Haarföhn sei ein leeres Versprechen gewesen, und erwähne das zu kurze Kabel.

Aber gleich darunter sei doch über dem Lichtschalter der Deckel für die Steckdose, sagt die Dame freundlich mitfühlend, so wie man einem Schüler die richtige Lösung einer Hausaufgabe erklärt.

Rückblickend fällt mir ein, dass es im Bad nur eine einzige Lichtquelle gab, die also auch nur mit einem einzigen Schalter zu bedienen war. Ich hatte mich von der Analogie der Schalteranordnung im Zimmer zur Nichtüberprüfung der vorhandenen Möglichkeiten verleiten lassen und war auch bereit, anzunehmen, dass mir die Einrichtungen dieses Hotels ohnehin feindlich gesinnt waren. Gelähmte Neugier, Unwillen, sich am Unbekannten zu messen, erwartete Demütigung durch mir fremde Installationen und zuletzt wenigstens Recht haben wollen – Alarmsignale, sage ich mir, lauter Alarmsignale, als ich meinen Koffer zum Bahnhof ziehe und am Automaten die Zahl 340 eintippe.

Zu den Anzeichen des Alterns gehören die kleinen Fehler, die einem manchmal unterlaufen, ebenso unvermutet wie unerklärlich, die winzigen Entgleisungen der Vernunft, eine Art Realitätsapnoe.



Süßstoff

Die Schaffnerin bringt mir den bestellten Schwarztee an meinen Platz und fragt mich, ob ich Zucker, Milch oder Zitrone wolle. Ein Blick aufs Tablett zeigt: Sie hat keinen Süßstoff dabei. Den möchte ich aber, und nur den.

»Kein Zucker«, sage ich und füge hinzu: »Milch und Zitrone.«

Leicht verwundert legt sie mir das Gewünschte auf die Serviette, und ebenso verwundert blicke ich, als sie gegangen ist, auf das gelbe Plastiksäckchen und das braune Döschen. Ich brauche keines von beiden.

Auch ein beunruhigendes Phänomen: das Verschwinden von Dingen, verbunden mit dem Verdacht, dass man an diesem Verschwinden auf irgendeine Art beteiligt ist:

Identitätsverlust

Wie kommt es, dass ich heute auf dem Büro »Ausweisverluste« der Zürcher Kantonspolizei den Verlust meiner Identitätskarte anmelden muss, damit ich auf der Einwohnerkontrolle eine neue beantragen kann?

In Regensburg, wo wir vor sechs Wochen waren, hatte ich für meine Frau eine Jacke gekauft und mir ein Formular mitgeben lassen, mittels dessen ich bei der Rückfahrt an der deutschen Grenze die Mehrwertsteuer zurückerstattet bekäme. Bedingung dafür ist aber, dass man eines deutschen Zöllners ansichtig wird.

Da die Grenzkontrollen in den Zügen seit dem Schengenabkommen seltener geworden sind, zog ich kurz vor Lindau das Couvert mit dem Formular und der Quittung heraus und nahm auch meine Identitätskarte aus der Innentasche meiner Jacke. Der Zug war wegen eines Suizidversuchs massiv verspätet, wir saßen im hintersten Wagen, der außerhalb der Bahnhofüberdachung zu stehen kam, ich stieg aus, spähte am Zug entlang nach vorn, ohne einen Zöllner zu erblicken, wagte wegen der Verspätung auch nicht, im Bahnhof ein Zollbüro zu suchen, und stieg schließlich wieder ein. Noch nie ist es mir gelungen, eine im europäischen Ausland entrichtete Mehrwertsteuer auf einem Kauf wieder zurückzubekommen, so auch diesmal nicht.

Als ich wenige Tage später meine Identitätskarte suchte und nirgends fand, legte ich mir den Hergang ihres Verschwindens so zurecht: Ich musste sie in Lindau ins Couvert mit Formular und Quittung gesteckt haben, damit alles schön beisammen war, und als ich zu Hause meine Reiseunterlagen wegwarf, die ich nicht mehr benötigte, war auch dieses Couvert dabei, das ich aus Ärger über seine Unbrauchbarkeit gar nicht mehr aufmachte.



Man könne in einem solchen Fall schreiben, sagte mir die Polizeibeamtin lächelnd, »aus Versehen selbst entsorgt«, das komme recht häufig vor. Das hab ich dann abgelehnt und sie um die Formulierung gebeten »im Zug verloren«.

Etwa 7000 verlorene Ausweise jährlich müssen sie behandeln, sagte sie mir auf meine Frage.

Ein Trost?

Der Preis für eine neue Identität beträgt 70 Franken.

70 sei, so hört man oft beschwichtigend, vor allem von Leuten, die noch nicht 70 sind, 70 sei noch kein Alter. Doch dachte man früher beim Erreichen dieser Grenze nicht daran, sich langsam nach einem Altersheim umzusehen?

Als die über 90-jährigen Eltern eines Freundes, deren Alltag immer mühsamer wurde, von ihren Söhnen und Töchtern gefragt wurden, ob sie nicht doch besser in ein Altersheim ziehen wollten, antwortete der Vater: »Wir sind zu alt für ein Altersheim.«

Heute trifft man in den Altersheimen kaum jemanden unter 85, und die Feiern für 100. Geburtstage mehren sich.

Die schönste Erinnerung

»Und was ist denn, Frau Ehrenzeller, Ihre schönste Erinnerung?«, fragte der Stadtpräsident die Hundertjährige mit jovialem Lächeln, nachdem sie sich mithilfe des Altersheimleiters im frisch geschenkten Lehnsstuhl niedergelassen hatte.

»Wie bitte?«, fragte die Jubilarin mit leicht vorgerecktem Kopf.

»Ihre schönste Erinnerung?«, wiederholte der Stadtpräsident mit angehobener Stimme. »Sie meinen ...?«, fragte Frau Ehrenzeller nochmals, indem sie ihre Hand an die Ohrmuschel hielt.

»Welches Ihre schönste Erinnerung ist!«, schrien der Stadtpräsident und der Altersheimleiter fast gleichzeitig.

»Ach«, sagte die alte Frau und lachte, »meine schönsten Erinnerungen sind eigentlich sexueller Natur.«

»Oh«, sagte der Stadtpräsident und nickte, »warum auch nicht? Also dann, Frau ...«

»Insbesondere«, fuhr die Hundertjährige fort, »denke ich mit Genuss an die Zeit zurück, in der ich zwei Freunde gleichzeitig hatte.«

»Na«, hüstelte der Stadtpräsident, »da kommen ja schöne Dinge aus, Frau ...«

»Wir hatten«, sagte die Gefeierte und lehnte sich mit halb geschlossenen Augen in den Sessel zurück, »wunderbare Dreier zusammen, zum Beispiel nahm mich der eine von hinten, während ich den anderen ...«



»Frau Ehrenzeller, wir bringen Ihnen jetzt die Geburtstagstorte!«, rief der Altersheimleiter beschwörend.

»Wissen Sie, das Gefühl, mit beiden Händen zuzugreifen und links und rechts neben sich einen Mann stöhnen zu hören, das möchte ich in meinem Leben keinesfalls missen. Oder habt ihr so etwas nie ausprobiert, ihr zwei Lausbuben?«, fragte sie die beiden Hauptgratulanten fröhlich.

Aber als nun groß und sahnig eine Geburtstagstorte mit 100 Kerzen von zwei gertenschlanken jungen Zivilschützern auf einem Servierboy hereingeschoben wurde, hatten der Stadtpräsident und der Altersheimleiter bereits die Flucht ergriffen.

Am Ende des Alters aber lauert der Tod.
Wie können wir denn gehen, wenn es so weit ist?

Zwei Büsche

Im Sommer kam der Gärtner und sägte im Auftrag des Kantons unsfern großen Cotoneasterbusch um, da dieser, wie uns auf einem Informationsblatt mitgeteilt wurde, den Gitterrost auf die Obstbäume weiterverbreite.

Erst als er am Boden lag, merkten wir, wie sehr er mit dem alten Fliederbusch verwachsen gewesen war, von dessen ganz im Efeu verborgenem Stamm die Äste nun nackt und viel zu lang abstanden und Hilfe suchend im Wind ruderten, wenn es stürmte.

Im Winter dann, beim ersten großen Schnee, stürzte der Flieder um.

Die Bruchstelle verriet: Er war so morsch gewesen, dass er schon längst zusammengebrochen wäre, hätte ihn der Cotoneaster in seinen letzten Jahren nicht sanft umarmt. In allen romanischen Sprachen ist der Tod weiblich: la mort, la morte, la muerte.

Ich hoffe sehr, dass sie recht haben, und ich schließe mit meiner Geschichte

Die alte Frau

Eine alte Frau lebte ganz allein und war immer traurig.
Sie hatte keine Kinder, und alle Menschen, die sie gern gehabt hatte, waren gestorben.
Den ganzen Tag saß sie am Fenster ihres Zimmers und schaute hinaus.
»Ach«, dachte sie oft, »wenn ich doch ein Vogel wäre und fliegen könnte.«
Eines Tages, als sie das Fenster geöffnet hatte und die Sonnenstrahlen herein schienen und sie draußen die Vögel zwitschern hörte, dachte sie wieder: »Ach, wenn ich doch ein Vogel wäre und fliegen könnte.«



Und auf einmal war sie nicht mehr eine alte Frau, sondern eine schöne weiße Möwe, die sich von ihrem Fenstersims in die Luft erhob. Sie flog über die ganze Stadt, machte einen langen Bogen über den See, setzte sich auf viele Kirchturmspitzen und Brückengeländer und schnappte fröhlich krähend nach Brotstücklein, die ihr von Großmüttern und deren Enkeln am Seeufer zugeworfen wurden, bis sie am Abend wieder nach Hause flatterte, zu ihrem Fenster hinein auf den Stuhl hüpfte und dort die alte Frau wurde, die sie am Morgen gewesen war.

»Das war aber schön«, dachte sie, und am nächsten Morgen öffnete sie wieder das Fenster und schwang sich vom Sims als Möwe davon, und so machte sie es fortan jeden Tag, bis sie einmal so hoch und so weit fortflog, dass sie nicht mehr zurückkam.



Dacia Maraini

ALTER 2

Ich erinnere mich noch, wie ich als Kind ein junges Mädchen mit schlankem Hals und wohlgeformten Schultern anstarrte. Sie war neunzehn, ich zwölf. Für mich war das ihre das Erwachsenenalter, wenn nicht gar die Schwelle zum Alter. Ich schaute sie mit einer Mischung aus Bewunderung, Furcht und Minderwertigkeitsgefühl an. Sie hatte leuchtende Augen und einen prallen Busen, und ich fand sie wunderschön. Mager, wie ich als Heranwachsende war, kam ich mir selbst unfertig und ungelenk vor. Damals habe ich mir zum ersten Mal Fragen über die Zeit gestellt: Warum vergeht sie? Wie vergeht sie? Wohin geht sie? Was ist die Kindheit? Was ist das Erwachsenenalter? Was passiert mit unserem Körper, wenn er wächst? Und weiter: Was ist die Ewigkeit? Gibt's so was, oder stellen wir uns das bloß vor? Hat die Eintagsfliege ein Gefühl davon, wie lange sie lebt? Und wir, leben wir vielleicht auch nur ein paar Minuten, wie die Eintagsfliege, haben aber gelernt, die Zeit so auszudehnen und zu stücken, wie es zu unserer Lebensdauer passt? Verglichen mit den Zeiträumen des Weltalls, welche Bedeutung hat da die Dauer eines Menschenlebens? Wir trösten uns freilich über solche Fragen hinweg, denn wir haben eine so sinnig-hübsche, auch ein bisschen absonderliche Sache wie die Uhr erfunden, die uns die Zeit vorgibt: morgens, mittags, abends, nachts. Und dann? Was kommt dann? Dürfen wir denn hoffen, dass hinterher etwas kommt? Oder ist das eine kindische Anmaßung? »Hinterher ist nur Dunkel und Auflösung. Mit dem Körper hat's ein Ende, den fressen die Würmer, und er wird zu Dünger«, sagte mein Vater, ein Rationalist mit einem Sinn für die großen Dimensionen des Weltalls. Und das soll's gewesen sein? Wer lebt, für den ist es schwer, sich den eigenen Tod vorzustellen. Darum lasst uns froh und zuversichtlich leben. »Wer froh sein will, soll's heute sein, was morgen ist, ist ungewiss«, wie Lorenzo de' Medici dichtete ...

Ich erinnere mich, wie mein Blick, als ich schon lange erwachsen war, auf dem sonnengebräunten und tätowierten Arm eines jungen Theaterschriftstellers ruhte. Wir waren von einer Theatertruppe angesprochen worden, die ein paar neue Texte zum Thema »Wahnsinn« auf die Bühne bringen wollte. Er war zwanzig Jahre alt, ich fünfzig. Ich schaute ihn mit einer Mischung aus Bewunderung und einer Art zärtlichem Neid an und dachte dabei: Mit diesen herrlichen nackten Armen wird er das Schreiben umarmen, wie er das Leben umarmt, und es an sich drücken, männlich und meisterlich. Meine Arme waren viel schwächer, unsicher. Vor allem waren sie kein bisschen tätowiert. Auf seinem sah man ein stürmisches Meer mit gekräuselten Wellen und ein Boot, das sich den stürzenden Fluten wacker entgegenwarf. Ich fühlte mich alt, sehr alt. Als wir uns sechs Monate später wiedersahen, um unsere Beiträge abzugeben, erlebte ich eine große Überraschung. Er gestand nämlich, dass er nichts geschrieben hatte. Sein Ehrgeiz, sagte er, strebe nach »Höherem, Tieferem, auch Perverserem«. So sprach er, und mir kam er, wie er sich da über alle Gepflogenheiten hinwegsetzte, fast



wie ein Held vor. Ich dagegen hatte, brav wie ein verständiges Schulmädchen, meinen Text mitgebracht, hielt ihn verschämt in einer blauen Mappe verborgen und erwartete furchtsam das Urteil des Regisseurs und der Truppe.

Ich erinnere mich, wie ich, sechzigjährig, den weiß gekleideten Körper eines Seemanns ansah, der mir zu Hilfe eilte, als ich, nach Hause radelnd, von einem Auto angefahren worden war. Von den Passanten blieb keiner auch nur stehen; der Einzige, der sich zu mir niederbeugte, um zu fragen, ob er mir helfen könne, und der dann einen Krankenwagen holte, war er, dieser junge weiß gekleidete Matrose. Er war so nett, mir Gesellschaft zu leisten, und erzählte mir von einer Reise in ein fernes Land, zu der er gerade aufbrach. Als ich in dem Krankenwagen lag und wir uns entfernten, schaute ich ihm aus dem Fenster nach und dachte: Es sind wirklich viele Jahre vergangen, und ich habe es nicht bemerkt. So etwas Gewaltsames wie ein Unfall, der dir den Schenkel bricht, wirft dich ganz unvermittelt auf die Seite der Alten und Hinfälligen; derer, die behutsam ihre Schritte setzen und dabei angstvoll auf den Boden schauen; derer, die am Stock gehen und an der Mauer entlang, um sich notfalls abstützen zu können. Und ich dachte: Jetzt hat dich das Alter eingeholt, grausam und unerwartet. Ich war eben sechzig geworden und sah Monaten im Krankenhaus, Monaten der Rehabilitation, der Massagen und des Schwimmbads entgegen. Durch einen Zufall habe ich später erfahren, dass dieser blutjunge Matrose mit seinem Bürstenschnitt nach Afghanistan geschickt worden war und dort mit einer Tretmine hochgegangen ist. Während ich zwar noch ein bisschen humpelte, aber doch so weit hergestellt war, dass ich wieder schreiben und reisen konnte. Das Geheimnis der Zeit ließ mir keine Ruhe. Warum ist sie gegen die einen so grausam und verschont die anderen? Das Leben ist so kurz. Warum führen die Menschen so erbittert Kriege gegeneinander? »Verspäteten Kindermord« hat irgendjemand das genannt. Ich würde von verspäteten Morden sprechen, vielleicht auch von vorzeitigen. Was für eine Sinnlosigkeit!

Ich erinnere mich, wie ich, siebzigjährig, eine junge Frau ansah, die als Kind vergewaltigt worden war und jetzt ihren Körper hasste und ihn mit Heroin und Alkohol misshandelte. Ich wollte mit ihr sprechen und verstehen. Aber sie war so versunken in ihr Selbstbestrafungsprojekt, dass sie keine Lust hatte, mich anzuhören. Ich habe sie in einer meiner Erzählungen untergebracht, in der Hoffnung, auch das verstanden zu haben, was sie mir nicht erzählt hatte. In der Zwischenzeit bin ich gebeten worden, als Patin für eine Vereinigung aufzutreten, die FRAGOLE CELESTI (Himmlische Erdbeeren) heißt und dabei ist, im Piemont ein Heim für drogenabhängige Mädchen zu eröffnen. In dem Schreiben dieser Vereinigung heißt es, dass erfahrungsgemäß die große Mehrheit der Mädchen, die sie aufnimmt und von der Drogensucht heilt, sexuelle Gewalt in der Familie erlitten hat.



Ich erinnere mich, dass ich sehr erstaunt in ein Paar herrlich blauer Augen blickte, die eines mir befreundeten Journalisten, der sagte: »Immer dieses Schlechtmachen des Sexuellen! In unserem moralistischen Eifer halten wir sogar die manchmal überaus zärtliche und schöne Beziehung für strafwürdig, die zwei Menschen verschiedener Altersgruppen miteinander verbinden kann. Ich gestehe es, ich habe eine Minderjährige geliebt, und sie hat mich geliebt. Was ist daran so schlimm?« Ja, es ist wahr, manchmal beginnt der Missbrauch mit einer Verführung. Das junge Mädchen fühlt sich durch die Aufmerksamkeit eines Erwachsenen geschmeichelt und willigt in die Gewalt ein. »Aber die Gewalt hört dadurch nicht auf, Gewalt zu sein«, versuchte ich meinem Freund mit seinen himmelblauen Augen zu erklären. Der dem noch unreifen und zerbrechlichen Menschen von einem Erwachsenen aufgezwungene Verkehr hinterlässt vor allem Abscheu gegen sich selbst, bis zum Hass auf den eigenen Körper – dem Mütter bei einer Zudringlichkeit, die nicht hätte sein dürfen, bei einer Nötigung, die man noch nicht verstehen konnte. Daher die Bestrafung durch Drogen, Alkohol und Promiskuität, die erlebt werden wie ein Fluch, dem man nicht entrinnen kann.

Ich erinnere mich, dass ich letzte Nacht im Traum das Gesicht meines Vaters gesehen habe. Er lächelte mich an, strahlend vor Jugendlichkeit. Er war achtundzwanzig Jahre alt, und ich trug ein zerrissenes Baumwollkleidchen. Wir waren in einem japanischen Konzentrationslager, saßen unter einem Kirschbaum, und er erzählte mir die Geschichte von Pinocchio. Ich brachte es nicht über mich, ihm zu sagen, dass sein Körper, zu Asche verbrannt und in einer kleinen Urne verschlossen, auf einem winzigen Friedhof in den Bergen der Garfagnana bestattet sei. Er war so jung und munter, dass er mir gar nicht mehr wie ein Vater erschien, sondern wie ein Sohn. So schließt sich der Kreis. Und das Geheimnis vom Vergehen der Zeit wird immer dunkler und verwirrender. Die Zeit, die die Uhr misst, verstreicht und hinterlässt Narben. Doch die Zeit, die die Erinnerung festhält, erneuert sich fortwährend. Das ist für den, der alt wird, eine Quelle großer Kraft.

Aus dem Italienischen von Axel Landfried



Georg Stefan Troller **DIE KUNST DES ALTERNS**

{Vortrag, gehalten beim internationalen literaturfestival berlin 2013}

Meine Damen und Herren, lassen Sie mich, um gleich den richtigen Ton für diesen Vortrag zu finden, mit einem Ausspruch des französischen Autors Jules Renard einsetzen: »Das Alter – das ist, wenn man beginnt zu sagen: Ich habe mich nie so jung gefühlt!« Und nun zurück zum Jahr 1863, also vor 150 Jahren. Da hielt Jacob Grimm in der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin eine Rede über das Alter. Er war damals 78 Jahre alt. Eine Summe, eine Anhäufung von Zeit, die man selbst lange für gigantisch halten wird, bis man auf einmal verblüfft feststellt, dass sie einem geradezu jugendfrisch, na sagen wir höchstens mittelalterig vorkommt. 78, was ist das schon?

Jetzt habe ich vor knapp einem Jahr zu meinem immensen Erstaunen die Altersspanne überschritten, die mein Vater seinerseits erreichen durfte. Älter als mein Vater? Unmöglich! Ich bin doch der Sohn, ich bin doch Gockel, Schorsch, Schurli, Georgie-Pie! Wie geht das zu? Und danach gleich die Frage: Haben eigentlich meine Kinder, haben die zwei Töchter etwas vom Großvater geerbt? Im Grund hat man sie von jeher, anders als dieser, weniger als Nachkommen empfunden denn als eigenständige Personen. Und insgeheim sogar als gescheiter, als man selber je war. Hat sie zwar nicht durchwegs gebilligt, aber doch als das akzeptiert, was sie waren – ganz wie meine Dokumentarfiguren übrigens. Nicht eben das schlechteste Film- oder Lebensprinzip, will einem jetzt scheinen. Aber wieso habe denn ich, meinem Gefühl nach, nie diese Stufe von Erwachsensein, von Reife, von Beschlagenheit erreicht, die ich, vielleicht nicht ganz zu Recht, dem Vater lebenslang zuschrieb? Bin ich tatsächlich jetzt älter geworden, als er je war? Immer wieder ertappe ich mich dabei, an den Fingern durchzählen, ob hier nicht irgendwo ein Rechenfehler vorliegt, sagen wir um ein rundes Jahrzehnt. Alt, das hieße doch weise!

Einen Schatz an Erkenntnis, an Erleuchtung, an Durchdringung der Bedeutungen müsstest man doch angehäuft haben, sonst war das Ganze für die Katz. Spüre ich das wirklich?

Dazu kommt, dass jetzt mehr und mehr fremde Menschen dich sozusagen anzapfen wollen, deine Erfahrungen abrufen, vielleicht um ihr eigenes Lebensvehikel damit aufzutanken. Und man weiß einfach nicht, was man ihnen da übermitteln soll, denn höhere Einsichten hat man ja letztlich nicht zu bieten. Keine Orakelsprüche, keine allgemeingültigen Lebensregeln. Sonderns man kann höchstens erzählen von einem ganzen Berg von Begegnungen, privaten und professionellen, und dabei unvermeidlich einige mit sich selber. Auch wie man damit zurechtgekommen ist, wie einen dieser Umgang beeinflusst und geformt hat. Und damit, Herrschaften, fängt mein bisschen Alterserkenntnis an.



Persönlichkeit ist Schicksal, heißt es. Oder, anders eingefasst: Das, was man erträumt, das, woran man im Innersten glaubt, das passiert. Natürlich will ich damit nicht sagen: Nur das, was man erträumt hat, verwirklicht sich. Wir wissen ja alle, was mit uns in Nazizeiten vorgegangen ist, in Kriegszeiten, was alles auf dich einstürzen kann in Zeiten existenzieller Krisen. Wo blinde Mächte wild zuschlagen und keineswegs immer die Wüdigsten überleben. Und doch: Es scheint mir heute, dass alles passiert, weil jemand daran glaubt. Ja, dass alles Positive und Negative auf der Welt geschieht, weil zuerst genug Leute daran geglaubt haben. Und – nur mit Zittern und Zagen schreibe ich es hin – es passiert, wenigstens in sozusagen »normalen« Zeiten, auch dem Einzelnen das ihm Gemäße, das, worauf er angelegt ist, worauf etwas in ihm hinauswill.

Habe ich also lange, und mit verhältnismäßig geringen körperlichen und seelischen Schäden, überlebt aus eigenem Verdienst? Wenn ich in mich hineinhörche, so empfinde ich es doch eher als Glück. Glück haben, das hielt einst Napoleon für die erste Tugend seiner Generäle. Für mein eigenes Glück bin ich zunächst einer Menge Mitmenschen dankbar: Eltern, Verwandten, Kindern, Frauen, auch meiner hier anwesenden. Ebenso Mitarbeitern Verlegern, Fernsehteams und so immer fort. Und doch, ich komme immer wieder darauf zurück: Verdient man nicht eigentlich auch sein Glück? Nun ja, mit dem Alter pflegt man zunehmend daran festzuhalten, also das Äußerliche dem Inneren nachzuordnen. Aber: Hieße das nicht auch, dass man sein Unglück verdient? Und wer darf das behaupten angesichts der schon genannten Gräuel auf Erden? Aber etwas ist da schon dran, scheint mir. Auch das persönliche Glück, wenigstens ein Scheibchen davon, steht einem zu, ist irgendwie ein Teil deiner psychologischen oder genetischen Zusammensetzung. Dem auf Glück Eingestellten, Programmierten hilft das Glück! Dieser Magnet in dir zieht seinesgleichen an. So haben mir als Junge in der Emigrationszeit nicht nur Eltern, Onkel und Tanten das Leben gerettet vor Deportation und gewaltsamem Tod. Sondern ein bisschen auch, denke ich, meine eigene kindliche Naivität, meine Unbedarftheit. Sagen wir, ich war dem Schicksal nicht gewichtig genug, um zuzuschlagen ... Nehmen Sie das nicht zu wörtlich bitte, nur ein Einfall. Ist das Weisheit oder Abgeklärtheit? Und ist dergleichen überhaupt erlernbar, ein Stück Lehrstoff? Wohl kaum. Aber solche Aufspürungen gehören nun einmal zum Altern, wenn andere Glaubenssätze verblassen.

Also, Ihr Pulli, meine Damen und Herren, ist sozusagen selbst gestrickt. Gewiss, jeder von uns nährt sich zu dieser und jener Zeit aus verschiedenen Schubladen seiner selbst, und wenn er so gebaut ist, manchmal auch aus der tiefsten. Aber es bleibt doch immer dasselbe Möbelstück. So lebt man in der Jugend vom Vorgefühl beglückender Verzauberungen, etwa der »großen Liebe«, durch die sich alles unplötzlich verwandeln



muss und das wahre Leben beginnt. Sich verlieben hieße demnach, Liebende ... nur so verwirklicht sich der Traum. Und Unglück wäre dann andererseits nichts als der Lohn der Angst, deiner Angst. Jedermann der Autor seiner eigenen Hölle! Eine idealistische, literarische, eine romantische Ansicht, der etwa mein Vater durchaus verpflichtet war. Die großen Eruptionen unserer Zeit haben diese Denkweise gründlich ins Wanken gebracht. Und doch und doch: Im Alter pflegt man – wenn ich meine eigene Gemengelage (ein Lieblingsausdruck meines Freundes Robert Schindel) verallgemeinern darf –, worauf man angelegt war. (Was vielleicht auch nicht viel mehr ist als ein billiger Trost, ich weiß.) Zur Illustration: Es gibt ja diese Luftballons in Form von kleinen Mikromäusen oder Dackeln und dergleichen. Pumpt man sie auf, so werden sie lebensgroß, aber zuletzt hat man doch den gleichen Dackel! Nur eben nicht ganz, nicht immer! Bei manchen Ballonen wächst nicht nur das Format, sondern auch der Inhalt. Anstatt eines Dackels hat man dann einen Pudel oder auch ein Nilpferd. Und so kann sich eben auch der kleine Selbsthasser und damit Lebenshasser zum Liebenden auswachsen. Der Feigling zum Helden, wie es uns Hollywood allabendlich vormacht. Der geborene Dummkopf zum Verständnisvollen oder zumindest Bemühten (wie ich es von mir selber erhoffe). Man hat bloß nicht gewusst, was man alles in sich vorrätig trug.

Einiges aber bleibt immer in uns erhalten von der Urform, wenn auch unbewusst. Es gibt da ein Theaterstück von dem schottischen Autor James Barrie, der den Peter Pan erfunden hat. In dieser tiefsinngigen Komödie versammelt sich das übliche Dutzend zusammengewürfelter Gäste in dem üblichen englischen Landhaus. Alle unbefriedigt von ihrem Dasein und besonders, wie denn sonst, von ihren Lebenspartnern. Und alle sprechen es aus, das fatale Wort: »Hätte ich nur damals ...« Und danach kommt die Sehnsucht nach der zweiten Chance: »Wenn ich bloß noch einmal die Wahl hätte, noch einmal an derselben Gabelung stünde, ja dann ...« Wir haben aber in diesem Moment Johannisnacht, und sie dürfen! Dürfen nach Sonnenuntergang in das benachbarnte Wäldchen hineinspazieren. Und dort, ja dort treffen sie unvermeidlich eine noch viel dümmere Wahl als zuvor, und ihre angemaßte Selbsteinschätzung löst sich in Luft auf, natürlich auf eine komische Tour. Jetzt weiß ich auch den Titel wieder, das Stück heißt Lieber Brutus, nach einem Vers von Shakespeare im Julius Caesar: »Die Schuld, mein Brutus, liegt nicht in den Sternen, sondern in uns, weil wir Unfreie sind.« Es nützt also wenig, sich im Alter ewig den Kreuzweg zurückzurufen, wo man hätte können, so man können gehabt hätten dürfte! Das zu wissen ist ein Stück »Altersweisheit«, wenn Sie so wollen. Und dass Ihre großen Entscheidungen zumeist nicht aus Vernunft oder Überzeugungen kamen, sondern eben aus diesem unbewussten inneren Kompass, das gehört auch dazu.

Und da fällt mir noch etwas ein, das ich eben erwähnt habe: der Selbsthass, der, glaube



ich, viele Jugendliche beherrscht, zumindest solange sie abhängig sind von Staat, Eltern, Erziehern usw. Auch und besonders diejenigen, die so gern mit ihrer Männlichkeit bzw. Sexyness auftrumpfen. Und lassen Sie mich hier in Parenthese gleich die Mär vom sogenannten »jüdischen Selbsthass« ausräumen, der ja nichts weiter ist als der umgestülpte Hass der andern auf uns. Und der zum Beispiel auch kolonisierte Völker oder entrechtete Gesellschaftsklassen beherrscht und dann in der Regel durch Gewalttaten kompensiert werden muss. Auch ich war einst reichlich mit diesem Komplex gesegnet. Der ja zu einer generellen Ablehnung der Welt führt, also zur Isolation. Und was war meine Rettung? Ich musste mir die Welt zugehörig und untertan machen. Und zwar wie – für einen, der kein Gewaltmensch ist? Nun, eben durch Einfühlung in sie, Hingabe, Lust an ihrer Erforschung. Ich versuchte sie mir einzuverleiben, ein Teil von ihr zu werden und sie damit zu einem Teil von mir zu machen. Gesund über andere! »Wir sind alle Menschenfresser«, habe ich diesen Vorgang einmal unvorsichtig genannt, ist aber so. Indem man sich mit dem Schicksal anderer Menschen befasst, ja es sich möglichst zu eigen macht, kommt man aus der eigenen seelischen Misere. Auf einmal hasst du dich und die Welt gar nicht mehr, bist, fast ohne es zu merken, über die Brücke geglitscht. Gut für dich und gut für die Welt, denn Hass führt immer zu Schaden. Ja, ich kann mir vorstellen, dass Hitler, bei aller gigantischen Selbstliebe, zutiefst ein Selbsthasser war. Vielleicht aus seiner gemutmaßten jüdischen oder slawischen Abstammung heraus oder aus sexueller Impotenz oder emotionaler Impotenz oder was immer. Und das alles, dieses giftige Magma, wurde dann eingeschmolzen zu dem »granitenen Fundament« seiner Weltanschauung, wie er es in *Mein Kampf* genannt hat.

Und dazu, also zu den Weltschauungen und Überzeugungen, komme ich jetzt. Immer eingedenk des Spruches, den der französische Autor Vauvenargues uns vermachte: »Die Ratschläge des Alters erhellen wie die Wintersonne, ohne zu wärmen.« Oder, von einem verwandten Moralisten: »Die Alten geben gern gute Ratschläge, wie um sich zu trösten, dass sie kein böses Beispiel mehr geben können.« Also hin zu den Denkweisen, den Philosophien, besonders den politischen. Mit dem Alter nimmt zwar, für die meisten von uns, nicht unbedingt ihr Wahrheitsgehalt ab, aber doch der Glaube an ihre Realisierbarkeit. Und ein wenig von der Hitze, mit der man bereit ist, für sie einzutreten. Zu oft ist man wohl um seine Gläubigkeit düpiert worden, sind unumstößliche Gewissheiten mit der Zeit ins Überholte, ja Lächerliche versackt.

Eine Analogie, ein emblematischer Ausdruck dafür: In dem Nachrichtenprogramm »Euronews« gibt es eine unglückliche Sparte, die heißt »ohne Kommentar«. Da sieht man zum Beispiel aufgeregte Massen samt Sprechchören, über sich geschwungene Tafeln in unverständlichen Lettern, die gegen irgendwelche Uniformierten anren-



nen ... Nur weiß man nie, wer wer ist und zu wem man eigentlich halten soll. Wer die Guten, wer die Bösen? So in etwa sieht man im Alter die menschliche Tragikomödie, auch wenn man es sich ungern zugesteht. Die Überzeugungen werden immer abstrakter, die Menschen hinter ihnen konkreter. Dazu der schöne Satz – oder, wie er selbst es nennt: goldene Regel – des alten Philosophen Lichtenberg: »Man muss die Menschen nicht nach ihren Meinungen beurteilen, sondern nach dem, was diese Meinungen aus ihnen machen.« Die Grundeigenschaft übrigens jedes guten Dokumentaristen. Ist es also aus, im Alter, mit dem schönen Glauben an eine bessere Zukunft? Oder aber, noch trauriger, krampft man sich an den Glaubenssätzen seiner Jugend fest, letztlich nur um sich selber ewige Jugend vorzugaukeln?

Nun, ganz so schlimm muss es nicht kommen mit uns, auch wenn die Skepsis überhand zu nehmen pflegt betreffs dauerndem Frieden und Menschheitsverbrüderung. Gab es eigentlich je mehr Aufstände, Revolten und Bürgerkriege gleichzeitig auf Erden als gerade in diesem Moment? Und hatten wir je so viele Freiheitsbestrebungen, die zuletzt zu engen Glaubensfeinden verkümmerten? Wobei immer alles nach Gemetzel zu lechzen scheint. Und wie es in einem schönen englischen Gedicht heißt (ich habe Anglistik studiert): »Ignorant armies clash by night ...« – ahnungslose Heere nachts aufeinanderprallen. Nicht die Menschheit, nur ihre Mordmittel haben sich rasant entwickelt. Also leider, leider kein tumber Optimismus mehr, kein vertrauensseliger Fortschrittsglaube in diesem Lebensalter. Obwohl doch die Lösung der meisten Weltprobleme so ziemlich auf der Hand liegt: So hörte ich erst kürzlich von einer Gruppe israelischer Ärzte und Chirurgen, die sich höchst illegal, und wahrscheinlich auch mit echt jüdischer Chuzpe, nachts in den Gazastreifen einschleichen, um dort verwundete Palästinenser zu versorgen. Wenn ich noch einen Film zu machen hätte, so einen wie diesen.

Aber: Werden nicht tatsächlich auf der Welt allerhand Dinge doch besser? Für die Armen, für die Kranken, für Unterdrückte und ausgenützte Frauen und Kinder usw.? Ja, gewiss. Zuletzt, zuletzt siegt doch immer die menschliche Vernunft, glaube ich, oder wurstelt sich eben so durch, das ist auch schon was. Und die Solidarität der Spezies ist unausrottbar, Gott sei Dank. Nein, das Alter macht nicht unbedingt pessimistisch, nur weil man selbst nicht mehr so viele schöne Aussichten vor sich hat.

Aber das Alter macht zweiflerisch, das ist gewiss.

Denn, nach einem Ausspruch von Victor Hugo: »Eine der Eigenschaften des Alters ist, dass man außer seinem Alter alle Alter hat.«

Und so weiß man eben jetzt auch: Irgendwo muss es ein Gesetz geben, dass jeder Fortschritt auf anderer Ebene zu einem Rückschritt führt, jeder Gewinn zu einem Verlust, wenn auch dieser nicht immer an Ort und Stelle wahrnehmbar ist. Wie es einer vor



einem Vierteljahrtausend auf den Punkt brachte: »Man sagt noch ›Seele‹ – wie man sagt Taler, nachdem die geprägten Taler lange aufgehört haben.«

Schließlich: Bedauert man jetzt im Alter mehr als früher etwas vom eigenen Lebenslauf? Ja, gewiss, leider. Verblüfft und verständnislos gedenkt man der dummen Sprüche, die man von sich gegeben, schmerzender Wunden, die man ahnungslos geschlagen, spontaner Entschlüsse, die man hätte bedenken müssen. Am häufigsten aber, wie Sie wissen, bedauert man ja weniger das, was man tat, als das, was man nicht getan hat. All diese Chancen, die man in den Wind schlug, aus Feigheit, aus Faulheit, aus Unbedarftheit. Warum nur hat man sich allzu schüchtern vor diesen Zusammentreffen mit Brecht gedrückt, der ja immer Mitarbeiter suchte. Warum den angebotenen Job als Scriptwriter in Hollywood ausgeschlagen? Warum später den Vertrag mit dem »Stern« zurückgewiesen? Dann all diese angebotenen Freundschaften, von Frauen nicht zu reden. Wozu diese Entzagung, diese Genügsamkeit, zu einer Zeit, als einem doch alle Türen offen standen? Hat man wirklich daran geglaubt, dass dies oder jenes einem ungemäß sei oder dass sich die Chance schon immer von Neuem bieten würde? Oder stand da nicht eher die verfluchte Lebensangst im Weg, Erbstück der Emigration? Und doch – hat auch sie sich nicht als Wohltat erwiesen zuletzt? Denn dieser innere Anlauf, den man sich von Mal zu Mal geben musste, um sie zu überwinden, dieser erzwungene Ruck – war er nicht sogar der Hauptgrund für die Intensität, für die Emotionalität der Befragungen? Dieses Einsteigens in das Leben anderer, wie über 50 Jahre praktiziert? Aus Negativem das Positive herausarbeiten, aus Schwäche Stärke machen, da liegt es! Und ist nicht eben dies zuletzt unser höchstes Gebot? Oder wäre das auch nur ein billiger Trost des Alternden? Ich weiß es nicht. Aber Trost ist ja auch nicht zu verachten.

Ja, und nun bleibt uns zum Schluss doch noch etwas Ermutigendes, gar nicht leicht zu definieren. Habe ich vorhin gesagt, dass jeder Mensch unbewusst von seiner inneren Magnetnadel abhängt, die ihm seinen Weg weist, ob er will oder nicht, so möchte ich nun fast das Gegenteil behaupten. Nämlich: Es geht um jene beglückende Kunstmöglichkeit, die ich drüben in Amerika gelernt habe und die sich »Selbsterfindung« nennt. Also ziehe du um zu neuen Feldern, lasse neue Wurzeln sprießen, entwirf dir eine neue Herkunft, einen neuen Namen, einen nie gehabten Werdegang. Und wenn das hinhaut, so bist du dieser Mensch geworden: dieser Obama, dieser Soros, dieser Bob Dylan, dieser Beaumarchais, dieser Gantenbein und zur Not auch dieser Große Gatsby ... Du übernimmst sozusagen dein Selbstbild als deine wahrhafte Identität. Hast so lange etwas gespielt, bis du es wurdest. Hast dich ausgeweitet, umgeformt, verabenteuerlicht. Ja, bist vielleicht sogar, über den Umweg der Selbsterfindung, zur Selbstfindung durchgestoßen, wer weiß! Diesen Weg der Verwandlung, den bin ich ein bisschen in



meinen schmalen Grenzen gegangen. Bin jemand geworden, der nicht vorauszusehen war, schon gar nicht von mir selber. Diese jüdisch-wienerisch-amerikanisch-französische öffentliche Figur, dieser »deutsche Kulturjude«, wie ich mich schon mal ironisch genannt habe. Der, dem Sie, meine Damen und Herren, jetzt mehr oder weniger vertrauensvoll lauschen. Und den einige Ihrer Vorfahren – ich will hier niemandem nahetreten – mit Vergnügen umgebracht hätten, wie so viele aus meiner Familie. Auch Sie, bzw. Ihre Väter und Großväter, haben sich neu erfinden müssen, denke ich. Wie geht das alles zusammen? Ich weiß auch das nicht. Aber ich glaube, es ist das Privileg des Alters – entgegen dem, was Sie vielleicht mutmaßen –, nicht mehr alles wissen zu müssen, auch über sich selber nicht. Sondern sich in Gottes Namen abzufinden. »Ja« sagen zu sich und auch seinen Beschränkungen und Widersprüchen, so wie man nun einmal geworden ist. Mit Betretenheit, mit vielen Fragezeichen, mit Ironie. Aber ist nicht Selbstironie jetzt die unabdingbarste aller Tugenden geworden?

Und so finde ich zuletzt doch wieder in die Heimat zurück, und zwar zu dem alten böhmisch-wienerischen Zyniker Johann Nestroy und seinem Satz: »Die schönste Nation ist die Resignation.« Insofern nämlich, als man jetzt schon die Abwesenheit des Übels als Gutes empfindet, ja vielleicht als das höchste derzeit zu habende Gut überhaupt. Aber noch sind wir nicht so weit, noch gibt es Gewinne, wie zum Beispiel heute vor Ihnen zu sprechen. Noch hat man Frau und Töchter, einen Bruder, der jetzt 94 ist, noch Interviews und journalistische Aufträge vor sich, gar neue Bücher, Gespräche, Gedanken.

Und so lassen Sie mich mit einem Satz schließen, den ich gern meinen öffentlichen Lesungen anhänge, und der geht so: Was ist Leben – wird man manchmal von jungen Leuten gefragt, so als wüsste man's mit weißem Bart besser als ohne. Und hat natürlich darauf eine schlagfertige Antwort: die Summe der intensiv erlebten Augenblicke. Aber wären diese nicht doch am ehesten in der Jugend zu haben als später? Worauf man ebenfalls eine Auskunft parat hat, nämlich dass es ja in allen Sprachen, die man kennt, einen Satz gibt: »Wenn die Jugend bloß wüsste ... und wenn das Alter bloß könnte.« Dazwischen aber liegt, sofern man einigermaßen Glück hat, eine Strecke, in der man sowohl kann wie weiß. Es ist die schönste Zeit.

Ich danke Ihnen fürs Zuhören.



Herb Wharton

{Gedichte}

Deutschland Down Under

Deutschland als ich dich sah
kopfüber waren die Jahreszeiten
zaunlos, unbestückt die Weiden
eine wundersame Welt des Grüns
Berliner Verkehr beobachtete ich voller Ehrfurcht.
Auf der falschen Seite fuhr man auf belebter Straße
Gefahr ging von Radfahrern aus
selbst auf dem Fußweg
überfuhren sie mich fast.

Eure Parklandschaft bewunderte ich am meisten
inmitten von Betonwohnblocks
mit keinem Hinterhof zum Tollen.
Die Berliner Mauer war fast verschwunden
inmitten der zerbröselnden verwesenden
Ruine zerschmettert durch die Bombenexplosion
lag begraben Hoffnung lange verlorener
ungerecht zerschmetterter Träume.

Jetzt beflecken Kräne die Skyline
Ein würdiger Traum auferlegt
Bäume die den Fluss säumen
zeigen wo Flüchtling starb
ein deutsches Yumba in Berlin
eine Barackenstadt im Niemandsland.

Durch Zufall steht anliegend an
das Haus der Kulturen der Welt
wo ich lese der Reichstag
manche sagen ein übles Haus
fehlgeleiteter Träume.

Also dieser Kerl namens Christo
hatte einen Traum. Er begann den
Reichstag in Stoff zu hüllen um
auszulöschen die Geister ihrer



fehlgeleiteten Vergangenheit
Millionen Menschen kamen um Christos
läuternde künstlerische Hochleistung
zu betrachten und bestaunen.

Während ich meine Geschichten erzählte
keine zweihundert Meter entfernt
waren die Straßen gesperrt und die
Stimmung festlich als Millionen zusammenströmten
um dieses Kunstwerk zu sehen.

Aber aus Down Under stammend
bezweifelte ich den Wert von
Christos künstlerischer Hochleistung denn
ich dachte das Einhüllen eines alten
Gebäudes war verdammt gut.
Bis ich einen Beamten fragte:
Wann werden sie ausgasen?
Oder die Bullen ausräuchern?
Dies ist Kunst weißt du, sagte er.

Ich schüttelte meinen Kopf ging davon
stapfte auf euren gepflasterten Straßen
fuhr auf den Schienen durch das Land
von Frankfurt im Osten
Hannover Essen Bonn Köln
Bad Homburg bis München im
Süden etwas lesend während ich fuhr.

Zurück in Berlin Reichstag
war eingehüllt worden
in überfüllter Parklandschaft
Trommel schlug Feuer glühte
Leute sangen
und da war Christo
und noch immer kein Gedanke an Rauch
oder Ausgasung oder selbst
das Versenden an irgendeinen anderen Ort.



er schnippelte an der Umhüllung
»VERKAUFTE DANN DEN VERDAMMTEN STOFF«.

Dennoch Berlin liebte ich dich
die Menschen Kulturhäuser
Reichstag
bis zur ausufernden Nacht im Tucklers
quer durch die ganze Welt reiste ich
um Yotha Yindi auftreten zu sehen
die Parklandschaft und Wasserwege
inmitten deiner belebten Straßen.

Dann wieder fort per Zug
Magdeburg und Dresden
eine andere Landschaft vorbeirasend
manchmal Gemeindekämmerchen
wie Puppenhäuser und Gärten.

Im östlichen Teil erinnerte mich die
offensichtliche Vernachlässigung
an das innere Australien und vierzig Jahre der
Vernachlässigung von verfallenden Bahnhofsgebäuden
durch Bundes- und Landesregierungen.

Doch die natürliche unerschlossene
Wildnis war ein Vorteil.
Vom Rheinland bis zur Elbe
Dresden etwas Besonderes
eine Stadt mit sehr viel Geschichte
ist alt und erzählt in Stein
und Blöcke auf ummauerter Stadt stehend.

Ich schaute über die Elbe
dort stand Neustadt
ein paar Hundert Jahre alt
dann schauen hinunter in Parkplatz
Ausgrabung einer unbekannten Stadt
Geschichte wird sie erzählt in
Stein Stahl oder gedruckten Büchern?



All diese historischen Gebäude
gebaut auf das Träumen eines anderen
Spuren erzählt und datiert durch das Land
nicht Seiten in einem Buch.

Mein Aufenthalt war kurz
ich erhaschte so viel doch lernte so wenig
wo alles grün war
technische Wunder alte Geschichte
Halme auf Schornstein kurz vorm Abflug
ein deutscher Viehtreiber die Elbe
Schafe zu Tausenden in
Sicht Dresdner Bürogebäude.

Zurück zu Hause sitze ich nun und grüble über
geschätzten Erinnerungen an Orte und Menschen
die meinen Aufenthalt ausmachten.
Womöglich ein Gebäude der Brücken
für meinen Glauben ist Mutter Erde
ihre Völker die Zukunft verantwortlicher
als Vergangenheiten formend.

Zedernbaum daheim

Alter Zedernbaum steht noch
wo unsere Blechhütte stand.
Jetzt wandernd um alte Yumba-Stätte
unter Zedernbaum stehe ich
dann zurückblickend auf eine manchmal
dunkle und ungerechte Vergangenheit
Erinnerungen an diese dunkelsten Tage
wurden erhellt durch die guten Zeiten
die wir teilten
und der Kampf für gleiche Rechte
und Bildung
ist eine Schlacht die noch heute andauert
denn selbst jene dunkelsten Nächte
werden zu sonnigem Tag.



Denn die Jahre meines Umherstreifens
haben mich weit gebracht
Flüsse, Ozeane, Wüsten und Berge habe ich überquert
durch Gemeinden und Städte
sind sie geschritten meine Füße
nun zurück zum Yumba und heim sind sie getrottet.

Zu braun schlammigem Wasser eines Flusses im Outback
ein großer Hopfenbusch Sandhügel
und diese einzelne alte Zeder wo unsere Hütte einmal
stand
hier ungefähr war das Yumba
in dem wir Mhudies aufgezogen wurden.

Unter dieser Zeder stehend
blickt ich rundherum
große Eukalyptusbäume und Weiden bemerkend, die sich ausbreiteten,
wässerte ich per Teekessel und Eimer
brachte sie mächtig zum Wachsen.
Noch immer Coolabah-Baum der für etwas Schatten sorgte
doch schwarze Akazien wachsen nun dort wo wir Schlagball spielten
und beim Friedhofszaun einsam Eisen Holz noch steht.

Nun den sandigen Kamm betrachtend
riesige Salzbuschhecke
kennzeichnet den Ort an dem eine andere Hütte stand
ach bloß unter Wildwuchs und Gerümpel
wo Tonpfannentanz stattfand.

Die Ballsaalcliquen mit steifem Rücken und starrer Haltung
mit Prunk und Glanz
kannten sie je das Vergnügen
bei einem guten alten Tonpfannentanz?

Ich gehe entlang der Asche längst erloschener Feuer
Relikte auf dem Boden
verbeulter abgeplatzter Emailbecher
verrosteter Blechteller, ein geschwärzter zerplatzter Kessel



zersprungener alter gusseiserner Topf
Bettgestell, Hasenfalle, ein rostiger Sporn
einige Murmeln, vielleicht mein Lieblingsspielzeug?
Ein Drei-Penny-Stück, ein Zwei-Schilling-Stück
und hier is' ein Prachtstück ein Two-up-Penny.
Von der alten Yumba-Stätte
schau ich Richtung Westen
hinter baumgesäumten Ufern des Flusses
Sonne geht sich ausruhen
dann vor Untergang der Sonne Yumba
war einmal ein Bienenstock.

Meine Augen schließend kommen die Erinnerungen zurück
wühlen die Klänge lange toter Stimmen auf
von Hütte und Zelt
wo der Kuhmist is' den ich dich schickte zu holen
heut' Nacht werden uns Sperlinge essen
dann ein Wechsel der Bewegung der Beine
als der Kleine heimwärts läuft.

Jetzt hol einen Eimer Wasser
bevor es dunkel wird
und nimm ein Handtuch und etwas Seife
wenn du zum Hahn gehst
spielst den ganzen Tag in Asche und Sand
Beine wie ein Goolburrie
ganz schuppig und braun.

Noch immer Mütter rufend aus Hütte und Zelt
Sonne sinkt tiefer die Kleinen streiften umher, heimwärts
Feuerholz hinter sich herziehend
oder grüne Hopfenbusch-Besen
einige mit leeren Händen bekamen einen Klaps auf die Ohren
Mütter schimpfend während die Kleinen hereinspazierten
für dich kein Kino Samstagnacht.



Nun ist die Dunkelheit um diese
alte Zeder gefallen
und Nächte im Yumba ich erinnere mich gut an sie
ein Ereignis rufe ich mir aus der nicht so fernen Vergangenheit ins Gedächtnis
mit Augen die sich trüben
hinterlässt ein Stechen in meinem Herzen
noch immer ruft eine letzte Mutter lange yhua-aaa
eins weniger in ihrer Schar
ein Versteck hatten sie unten im Yumba
Sonnenuntergang war der späteste Zeitpunkt für die Kinder zu Hause zu sein.

Ich erinnere mich an diese Fettlampen wie sie flackerten und brannten
doch eine Katze konnte nicht sehen in den Schatten den sie warfen
Röhrenradios spielten meist Rauschen und Krach
von einer Hütte Grammophonmusik
oder Mundharmonika gespielt.

Manchmal um ein kleines Feuer herum
würden sich einige Kinder sammeln
mit einer Tante oder einem Onkel
die Geschichten aus der Vergangenheit erzählen
Legenden und Überlieferungen zu Tieren und Vögeln
wie eins zu seiner Farbe kam
ein anderes zu seinem Namen
warum zwei immer zusammen
oder einer alleine sitzt.

Geschichten aus der Traumzeit
wie Vögel einmal menschliche Sünder
ins Feuer geworfen zu Glut verbrannt
dann geschwärzt durch Kohle und geweißt durch Asche
von einem letzten Flüstern des sterbenden Feuers
stiegen Geister auf
sich in Vögel verwandelnd, flogen beide fort
für immer gemeinsam fliegen noch immer zwei Knirpse.



Könige mit leeren Taschen

Wir waren Könige mit leeren Taschen
wenn wir auf einem Pferd saßen
auf unseren Köpfen Akubra-Hüte
wir trugen sie wie eine Krone
ein Snyder-Poley-Sattel war unser Thron.

Unsere Königreiche waren unendlich weit
in den Viehsammellagern
und Viehrouten des Westens
auf einem Lieblings-Stockhorse sitzend
kein Prinz oder Packer auf einem Polopony
konnte eine Verbeugung von uns erwarten.

Wir nannten niemanden Gebieter
auch wenn das Geld von ihnen kam.
Die Bosse kamen auf ihre Kosten
reizbares Vieh einzäunend
oder kräftig schrubbend
Meuten durch Knöterich-Sümpfe führend
Fährten verschreckten Viehs aufrollend
sowie sie eilten in die weite Nacht
verdienten wir Viehhirten unseren Lohn.

Unsre Adresse war nicht Point Piper
bloß ein Briefkasten auf einem Stumpf
bevor man Richtung Sonnenuntergang zieht
in ein Viehsammellager oder Viehrouten
weit in den Westen.

Bei Sonnenuntergang ritt man in ein Lager
und ließ das Stockhorse laufen
manchmal stellte man sich vor
der Boden um das Lagerfeuer
sei das Foyer irgendeiner Villa
die man nie gesehen hatte.
Die Teekessel, Pferdeglocken, Hobbel-Ketten



zusammen mit unseren Decken
sie lagen auf dem Boden
die Bäume waren Kaminsimse
für Handtücher Viehpeitschen, sogar Sättel
wenn alles voller Ratten war im Outback.

Wenn der plätschernde Bach rief
würden wir uns am Feuer versammeln
und auf dem Boden sitzen
man würde sich manchmal vorstellen
diesen knorriegen unrasierten Mann
der sich Koch nannte
von Kopf bis Fuß in Staub und Asche
mit Kochmütze und Schürze ganz in Weiß und frisch und neu.

Wenn er Rindfleisch und Stockbrot servierte
konnte man sich ein königliches Bankett vorstellen
bis die Zähne stecken blieben in
dem Stockbrot, man erkannte
ein Viehsammellager
ein Gydgea-Feuer und einen verschrobenen Koch.
Träume waren kostenlos im Outback.
Der ramponierte rußige Einlitertopf
war ein Kelch gefüllt mit noblem Wein,
ach man nahm 'nen Schluck und schmeckte
dreckiges Wasser mit etwas Tee.

Doch alle Sorgen verschwanden
wenn wir uns zurückzogen in eine Luxussuite
eine Decke auf dem Boden
die Sterne waren Kristalllüster
in dunkler winterlicher Nacht
wie Millionen Kerzenlichter glühten sie
bevor man einschlief.

Wenn man vor der Morgendämmerung aufwachte
funkelten die Sterne noch in den Foyers
der Viehsammelstellen im Westen.



Ach man hörte den Koch rufen »Tag beginnt«
musste die kuschelige Decke verlassen
kein King-Size-Bett in einer Villa
fühlte sich je so gut an wie diese alte Decke
inmitten von Burzeldorn und Prollfloh
ausgerollt auf dem Boden.

Heute denke ich zurück an das Leben eines Viehhirten
das weite Reisen mit dem Vieh, Viehsammellager
gute Kameraden, einige gute Lagerköche
zahme Stockhorses, andere die tobten wie wahnsinnig
daran erinner ich mich gern.

Meine Taschen sind noch immer leer
ein Akubra-Hut hängt an der Wand
nie mehr werde ich die guten
Stockhorses im Morgengrauen besteigen.
Heute folge ich Pferden in einer Wettstube im Ort
und immer wenn ich etwas setze
enttäuschen mich die Schweine.

Heute sitze ich an einem Tisch
mein Thron ein Plastikstuhl
elektrisches Licht leuchtet hell
doch sie strahlen nicht so faszinierend
wie Millionen funkender Sterne
Elektroheizung glüht nun rot während
Gydgea-Feuer bloß kalte weiße Asche.

Nicht mehr der rußige Einliterof
Porzellantasse und Untertasse mit
Biskuitkuchen und chinesischem Essen
wird mir nun serviert.

Doch ich sehne mich nun nach Mais Rind und Stockbrot
Tee aus dreckigem Wasser am Gudgea-Feuer
während Viehhirten Geschichten erzählen.
Ich schätze sie nun sehr, diese Erinnerungen



die weiten Reisen mit dem Vieh, die Viehsammellager
auf den weiten Wegen des Westens
als wir Könige mit leeren Taschen waren
wenn wir auf einem Pferd saßen
Akubra-Hüte waren Kronen
und Snyder-Poley-Sättel waren Throne.

Erzähl mir eine Geschichte

{Betrachtung des Bildes eines alten Mannes an der Wand}

Alter Mann aus der Traumzeit
erzähl mir eine Geschichte
deiner Legenden und Überlieferungen
oder erzähl mir von Natur
und einer Mutter namens Erde.

Wer lehrte dich Medizin
wie man Feuer macht
der Erbauer war lehrte dich fischen
mit Fallen aus Stein.

Genetik war dir bekannt
beaufsichtigen der Geburt
Erziehung und Ehe
was richtiges Fleisch war
was tabu war
der Doktor war schuf all diese Gesetze.

Das Formen des Mahlsteins
für Mahlen des Mehls
Gestaltung des Bumerangs
Woomera und Speer
die den geduldigen Mann
aus der Vergangenheit enthalten.

Bei Mangel an Kalorien
Erde reich an Vitaminen



vom Ameisenhügel aßest du
der Ernährungsfachmann war sagte dir tu das
entgiftete das Toxin
von Beeren und Wurzeln
der der Chemiker war
lehrte dich tu das.
Die Corroboreen die du tanzt
Bewegungen und Schritt
wer schrieb das Skript?
Das Trommeln und Klappern der Stöcke
die Klänge des aus Holz geschaffenen Horns
der Musiker war
alter Mann an der Wand.

Die Bilder in Höhlen
und Zeichnungen im Stein
der Historiker war
hielt all dies fest.

Ach nur Stille
vom alten Mann an Wand
seine Geheimnisse (alte Traumzeit)
lagen versteckt
in der Tiefe des Bodens.

Alter Stammesmann der Traumzeitvergangenheit
du kanntest die Geheimnisse der Natur
du verehrtest Mutter Erde
heute werden versucht zu lernen
Dinge die du vor zehntausend Jahren wusstest.

Raketenschiffe sind jetzt auf den Mars gerichtet
Männer sind auf dem Mond gegangen
doch noch immer liegen Geheimnisse deiner Traumzeit
und Hoffnung zukünftiger Geschlechter
allesamt in Mutter Erde.

Aus dem Englischen von Bendix Düker



Martin Winckler

EIN AKT DER FÜRSORGE

Das Leben ist eine lange Reise. Das klingt wie ein Klischee, aber die Analogie geht dennoch auf. Wir befinden uns auf einer Reise, die wir uns nicht selber ausgesucht haben. Es waren unsere Eltern, die diese – vielleicht falsche – Entscheidung für uns getroffen haben, und wir müssen die Konsequenzen tragen. Bevor wir in der Lage sind, eigene Entscheidungen zu treffen, sind wir viele Jahre lang abhängig von den Erwachsenen und müssen uns auf sie verlassen. Gegen Ende der Kindheit oder wenn die Adoleszenz beginnt, sehnen wir uns nach Handlungsfreiheit. Doch erst, wenn wir ein bestimmtes, willkürlich festgesetztes Alter haben, dürfen wir offiziell Auto fahren, trinken, wählen, heiraten. Haben wir dieses Alter endlich erreicht, wird die Sache zwar nicht wesentlich einfacher, aber zumindest haben wir dann das Gefühl, dass für alle die gleichen Grundsätze gelten. Richtig?

Falsch.

In vielen entwickelten Ländern wird persönliche Autonomie nicht nur als Wert an sich verstanden, sondern genießt sogar Schutz und Förderung. Seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gilt dies besonders auf dem Gebiet der Medizin, was eine Reaktion auf die zahlreichen unmoralischen medizinischen Experimente an hilflosen Menschen ist, die nicht allein in Nazideutschland während des Zweiten Weltkriegs vorgenommen wurden, sondern in vielen Ländern – auch in den Vereinigten Staaten und Kanada und auch in Friedenszeiten. Aufklärung des Patienten und Respekt gegenüber seinen Entscheidungen bilden heutzutage den Eckpfeiler der Bioethik - zusammen mit Prinzipien wie Gutwilligkeit, Schadensvermeidung, Vertraulichkeit und Rechtmäßigkeit.

In Ländern, in denen die Freiheit des Individuums einen hohen Stellenwert hat, steht immer die Autonomie des Patienten im Mittelpunkt, auch bei persönlichen Entscheidungen wie Schwangerschaft, Abtreibung oder Sterilisation, die der Mithilfe medizinischen Personals bedürfen. In Quebec, wo ich lebe, geht die Patientenautonomie so weit, dass jedem Patienten, der älter als 14 Jahre ist, Vertraulichkeit garantiert wird, so dass schon Teenager alleine über sämtliche sie betreffenden gesundheitlichen Angelegenheiten entscheiden dürfen, egal, ob es sich dabei um Mittel zur Empfängnisverhütung handelt oder um die Wahl einer Krebstherapie.

Entscheidungen, die mit der Sexualität zusammenhängen, sind dabei besonders heikel. Bei dieser schwierigen Materie kann es leicht geschehen, dass der Grundsatz der Autonomie des Patienten mit kulturellen Werten und mit den gesellschaftlich akzeptierten Verhaltensregeln in Konflikt gerät, sei es im Hinblick auf die Geschlechterrollen, die sexuelle Aktivität, Ehe, Schwangerschaft, den Entwicklungsstand des Embryos oder was auch immer. In vielen Ländern sind diese Probleme noch nicht zufriedenstel-



lend gelöst; dort sind Frauen nach wie vor Opfer von Genitalverstümmelung, Zwangsverheiratung oder ungewollter Schwangerschaft und werden für Verhaltensweisen bestraft, die Männern erlaubt sind. In solchen Fällen sind Ärzte keine Retter. Oft sind sie sogar an dem Missbrauch beteiligt. Selbst in den entwickelten Ländern gehörten die Ärzte noch bis vor wenigen Jahrzehnten zu den striktesten Gegnern der sexuellen Selbstbestimmung der Frau. Und warum? Weil die meisten Ärzte Männer waren.

Die Männer waren schon immer gegen die Selbstbestimmung der Frau im Hinblick auf die Fortpflanzung, denn wir sind nun einmal biologische Organismen. Und darum sind wir primär von zwei Trieben gesteuert: dem, zu überleben, und dem, uns fortzupflanzen. Genauso, wie wir um die lebenswichtigen Ressourcen konkurrieren, konkurrieren wir auch um Partnerinnen und Gelegenheiten zur Fortpflanzung, und die Fortpflanzungsstrategien der Frauen kollidieren nun einmal mit denen der Männer. Wie es der Zufall will, legt bei allen Arten mit biologischer Geschlechterdifferenz dasjenige Individuum, das bei der Fortpflanzung die größte Last zu tragen hat, das entschieden wählerische Verhalten an den Tag. Darum suchen Frauen sich, sofern sie die Möglichkeit dazu haben, sehr genau aus, wessen Gene sie mit ihren eigenen vermischen, wessen Baby sie austragen und in seine Aufzucht investieren wollen. Dies führt auch zu einer heftigen Konkurrenz innerhalb der Geschlechter. Eifersucht und besitzergreifende Attitüden bei Männern werden heutzutage als irrational – und moralisch inakzeptabel – empfunden, obwohl sie doch in unserer biologischen Vergangenheit ebenso tief verwurzelt sind wie in unseren neurologischen Anlagen.

Alle elementaren moralischen Verhaltensweisen entspringen ähnlichen biologischen Notwendigkeiten. Nehmen wir zum Beispiel den Altruismus: Obwohl die Gene, die uns steuern, den Erkenntnissen des Evolutionstheoretikers Richard Dawkins zufolge »selbstsüchtig« sind, haben wir gewisse altruistische Tendenzen. Wäre dem nicht so, würden wir unsere Kinder und unsere Partner sterben lassen, was allerdings weder für unser eigenes Überleben noch für das unserer Gene gut wäre. Und wenn der Mensch sich nicht um andere kümmern würde, hätte die Menschheit als Gattung wenige Überlebenschancen.

Es ist also keineswegs der reine Altruismus, der uns bewegt, für unsere Angehörigen, aber auch für Leute, die uns völlig fremd sind, zu sorgen. Ich sorge für dich, weil ich erwarte, dass du auch für mich sorgst. Fürsorge bringt nicht nur wechselseitigen Vorteil, sondern erhöht auch den eigenen. Natürlich sind manche Menschen eher zur Fürsorge bereit als andere: Der Mensch kann Gene zur totalen Selbstsucht oder auch zur totalen Selbstaufopferung in sich tragen; das heißt, das eine Profil ist genetisch eben-



so überlebensfähig wie das andere, weil in der Gesamtpopulation beide Untergruppen vorkommen, und zwar in all ihren Spielarten. Das erklärt auch, warum manche Ärzte überdurchschnittlich, andere hingegen unterdurchschnittlich fürsorglich sind.

Wir gehen zum Arzt, weil Ärzte von Berufs wegen »Fürsorger« sind. Wir erwarten, dass sie uns heilen – oder es zumindest versuchen –, ohne über uns zu richten. Als die Medizin noch in den Kinderschuhen steckte, war die Heilkunst Sache von Medizimännern, Kräuterhexen, Schamanen, Zauberern und Priestern. Gutwilligkeit wurde ihnen ebenso unterstellt wie Böswilligkeit. Denn sie galten als sehr mächtig. Als irrationale Glaubensvorstellungen nach und nach von der Wissenschaft verdrängt wurden, kamen mit dem medizinischen Fortschritt Antibiotika und Narkotika, Chirurgie und Endoskopie, und aus den Schamanen wurden professionelle Fürsorger – die Ärzte.

Das Problem ist nur, dass viele Ärzte ihr Wissen und ihre Fähigkeiten noch immer als Mittel zur Erlangung von persönlichem Ansehen, Erfolg und Reichtum betrachten, als Möglichkeit, die eigene Macht zu etablieren, fast so wie früher die Schamanen, obwohl sie diese mächtigen Hilfsmittel doch eigentlich dazu gebrauchen sollten, menschliches Leiden zu lindern. Viele Ärzte sehen in ihrem medizinischen Wissen und Können bis heute ein persönliches Privileg und nicht etwas, das der ganzen Menschheit zugute kommen sollte. Eine Folge dieser mangelnden Bereitschaft, die Macht aus der Hand zu geben, ist ihre Weigerung zu akzeptieren, dass jemand selbst über den Zeitpunkt seines Todes entscheiden möchte.

Schon ehe ich Arzt wurde, fand ich es paradox und erstaunlich, dass man von jedem gesunden Menschen, egal ob Mann oder Frau, der im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte ist, erwartet, dass er sich in den diversen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens als anständiger Bürger verhält, einen Beruf ergreift, Kinder großzieht, wählen geht, seine Eltern pflegt oder unterstützt etc. In all diesen Dingen verlangt man von ihm, seine eigenen, wohl begründeten Entscheidungen zu treffen. Solange er die Gesetze einhält und die Verantwortung für die Folgen seines Handelns übernimmt, wird seine Autonomie nicht nur respektiert, sondern sogar gefördert, denn das nützt der Gesellschaft. Jeder soll selbst entscheiden, wie er leben, ob und wann er ein neues Leben in die Welt setzen und wovon er seine Familie ernähren will, aber sobald er von einer tödlichen Krankheit befallen wird und erklärt, dass er sein Leiden beenden und seinem Leben selbst ein Ende setzen will, hält man ihn nicht mehr für vernünftig oder respektabel.

Die Bioethiker vertreten neuerdings in der Frage der Autonomie der Patienten die Auffassung, wenn sich ein Patient gegen eine Therapie entscheide, so sei dies in jedem



Fall zu respektieren. Wenn aber ein aufgeklärter Patient das Recht hat, selbst zu bestimmen, wie er medizinisch versorgt wird, dann sollte er auch bestimmen können, dass er keinerlei medizinische Versorgung wünscht. Und doch scheint die Entscheidung, dass jemand sein Leben aus freien Stücken beenden will, allemal Entsetzen auszulösen, zumindest aber entsteht der Eindruck, dass der oder die Betreffende das ja wohl nicht im Ernst meinen könne. Es könnte doch nicht sein, dass der- oder diejenige tatsächlich sterben wolle.

Es macht uns Angst, wenn ein geliebter Mensch den Wunsch hat zu sterben, denn wir wissen, dass dieser Mensch tatsächlich stirbt, und dies oft auf eine äußerst schmerzhafte Weise. Häufig fühlen wir uns schuldig, wenn jemand plötzlich stirbt, gleich, ob durch einen Unfall oder an einer Krankheit, und mehr noch, wenn der Betreffende beschlossen hat, selber Hand an sich zu legen. Dann fragen wir uns: »Hätte ich helfen können? Ist es meine Schuld? Was habe ich falsch gemacht?«

Lauter Fragen, die zweifellos Respekt verdienen, aber dennoch unangebracht sind. Unfälle passieren. Krankheiten können schnell zum Tod führen, und Suizid ist ein geheimnisvolles, nicht selten unvorhersehbares Verhalten, für das wir keine Erklärung haben. Die allfälligen Erklärungen sind Depression, Verzweiflung, Scham, mitunter sogar Zorn oder ein plötzlicher Kontrollverlust. Die Wahrheit aber ist: Sehr oft können wir weder wissen noch verstehen, warum jemand sein Dasein beenden möchte.

Bei sehr kranken Patienten begreifen wir den Wunsch zu sterben als inständiges Verlangen, einem permanenten heftigen und hoffnungslosen Leiden zu entrinnen. Und in der Regel reagieren wir darauf, indem wir ihnen raten, einen Psychotherapeuten aufzusuchen, ihre Schmerzen mithilfe von Medikamenten unter Kontrolle zu bringen oder sich moralische oder spirituelle Hilfe zu suchen. Es fällt uns sehr schwer, den Wunsch, zu sterben, als etwas Vernünftiges zu akzeptieren.

Besonders stark ist diese Reaktion bei Menschen, in deren Religion der Suizid eine Sünde ist. Doch auch viele nicht religiös gebundene Menschen, besonders Ärzte, sind entschiedene Gegner des Suizids.

Mir als Arzt und Ethiker fällt es schwer zu verstehen, warum es moralisch wertvoller sein soll, ein neues Leben in die Welt zu setzen, als sich das eigene Leben zu nehmen. Ein Kind empfangen, es austragen und es großziehen, im Grunde sind das die am weitesten reichenden Entscheidungen, die wir überhaupt fällen können. Betreffen sie doch nicht nur uns selbst, sondern ebenso unseren Partner und das werdende Kind,



das ja nicht gefragt worden ist, ob es auf die Welt gebracht werden möchte. Andererseits hat man in den vergangenen Jahrzehnten in vielen Ländern entschieden, Frauen, die sich entschließen, ihre Schwangerschaft zu beenden, nicht zu bestrafen. Die Entscheidung über ihren Körper liegt allein bei ihnen; nur sie haben über das Schicksal des Kindes zu bestimmen, das sie in ihrem Bauch tragen. Mehr noch: Eine wachsende Zahl von Ärzten (und Gesetzgebern) akzeptiert, dass unfruchtbare Frauen oder Paare, die selbst keine Kinder bekommen können, die Möglichkeit erhalten sollen, mithilfe der Medizin schwanger zu werden: durch künstliche Samenübertragung, In-Vitro-Fertilisation etc. Auch die Präimplantationsdiagnostik wird immer üblicher, also die Auswahl gesunder Embryonen, falls das Risiko besteht, dass das Kind mit einer tödlichen Krankheit oder einer schweren Behinderung geboren wird. All diese Verfahren steigern nicht nur die Autonomie der Patientin und ihre Möglichkeit, selbst zu entscheiden, ob sie ein neues Leben in die Welt setzen will oder nicht. Sie zeigen auch mit aller Deutlichkeit, wie groß unsere Sorge um die Qualität des Lebens ist, egal, ob es dabei um das Leben einer erwachsenen Frau, eines nicht fortpflanzungsfähigen Paares oder eines ungeborenen Kindes geht.

Darum fällt es uns so schwer zu verstehen, weshalb der Gedanke, dass die Entscheidung, sich das Leben zu nehmen, auch mit gewissen Erwartungen an die eigene Lebensqualität zusammenhängen könnte, auf eine so massive Ablehnung stößt. Doch würde es nicht nur meinen Erfahrungshorizont, sondern auch mein Vorstellungsvermögen bei Weitem übersteigen, wollte ich versuchen, diese Frage zu beantworten. Deswegen begnüge ich mich lieber damit, einige Mutmaßungen anzustellen, zum Beispiel darüber, warum man es als Arzt so schwer aushalten kann, den Todeswunsch eines Patienten zu akzeptieren, und warum sich so viele Ärzte weigern, ihren Patienten bei der Umsetzung dieses Wunsches behilflich zu sein.

Auf die Frage, warum sie Arzt geworden sind, antworten die meisten Ärzte, sie wollten Leben retten. Das ist ein edles Ziel, aber auch ein sehr unrealistisches. Die meisten Ärzte retten kein Leben, weil die meisten Menschen in den entwickelten Ländern heute bei guter Gesundheit und keiner unmittelbaren Todesgefahr ausgesetzt sind. Wenn ein Arzt nicht gerade Chirurg oder Rettungsmediziner ist, hat er äußerst selten Gelegenheit, Leben zu »retten«, mit anderen Worten, die Zahl der den Weg eines Menschen bestimmenden und begleitenden Faktoren und Akteure ist viel zu groß, als dass es möglich wäre, darunter den einen auszumachen, dessen Wirken das rettende gewesen wäre. Meistens tun Ärzte etwas, das zwar weitaus weniger heroisch, aber nichtsdestoweniger essenziell ist: Sie arbeiten daran, Leiden zu lindern. Den Arzt als jemanden zu definieren, der »Leben rettet«, ist nicht nur unpräzise, es ist moralisch grotesk, impli-



ziert es doch, dass Mediziner, die keine Operationen am offenen Herzen durchführen, keine richtigen Mediziner seien. Wir wissen, dass das nicht stimmt. In einer entwickelten Gesellschaft sind alle, die in der Medizin tätig sind, gleich, ob als Krankenschwestern, Physiotherapeuten, Logopäden, Hebammen, Allgemeinpraktiker oder was auch immer, wertvoll, und zwar sowohl als Mitglieder eines Teams als auch als Einzelne. Alle zusammen bekämpfen Krankheiten, helfen Patienten bei der Rehabilitation und verhindern durch Informationen, Instruktionen und viele andere Dinge, die ganz unspektakulär sind, den Tod, der sich verhindern lässt.

Einerseits haben Ärzte das gewaltige Privileg, die Patienten in ihren Entscheidungen beeinflussen und sie damit zugleich steuern können, andererseits stehen sie dadurch unter einem gewaltigen Druck. Und doch sind gerade sie es, die den Patienten nur höchst widerwillig das Recht zugestehen, eine der wichtigsten Lebensentscheidungen selbstständig zu treffen. Ich glaube, diese Abneigung ist die Folge einer Reihe von irrgigen Überzeugungen, die in den Köpfen der Mediziner herumgeistern. An erster Stelle steht dabei die Illusion, dass man als Arzt übermenschliche Fähigkeiten besitze. Ärzte sind weder allmächtig noch unfehlbar, aber es wird ständig von ihnen erwartet, dass sie Schmerzen heilen und den Patienten sowohl körperlichen als auch moralischen Beistand leisten können. Der zweite Irrglaube ist der, dass jede Krankheit zwangsläufig das Urteilsvermögen des Patienten beeinträchtige. Wenn sie nicht eindeutig von Sinnen sind, also beispielsweise halluzinieren, können die meisten Patienten, selbst wenn sie sehr krank sind, ganz klar sagen, was sie wollen und was nicht: Daraus erwachsen ja ihre Autonomie und ihre auf Aufklärung basierende Kooperationsbereitschaft. Der dritte Irrglaube ist der, dass die Qualität der Pflege in erster Linie von der medizinischen Professionalität und der Einhaltung bestimmter Regeln abhänge. Dem ist nicht so. Natürlich ist Professionalität sehr wichtig. Aber sie kann nicht die schlichte, ein für alle Mal gültige Tatsache außer Kraft setzen, dass niemand die Bedürfnisse und das Wertesystem eines Patient besser kennt als der Patient selber, jedenfalls solange er oder sie in der Lage ist, sich zu artikulieren.

Neben diesen drei irrgigen Überzeugungen unterliegen viele Ärzte einem Vorurteil, das sie teils auf den Schultern, teils auch im Kopf mit sich herumtragen, und dieses Vorurteil ist genauso mächtig wie jenes, das zahlreiche Männer noch bis vor wenigen Jahrzehnten im Hinblick auf das Selbstbestimmungsrecht der Frau hatten. Es besteht darin, dass diejenigen, die ihre medizinischen Kenntnisse im Rahmen einer Ausbildung erworben haben, die sich nicht selten an den Initiationsriten eines Geheimbundes zu orientieren scheint, daraus die Gewissheit ableiten, allen anderen intellektuell und moralisch überlegen zu sein.



Und das hat seinen Ursprung tatsächlich in dem sehr archaischen Glauben, dass Medizinhäger, Schamanen oder Kräuterhexen über Kräfte verfügten, die es ihnen gestatten würden, mit Geistern oder übersinnlichen Wesen in Kontakt zu treten und die Geheimnisse von Leben und Tod zu erkennen. Wer früher einen Schamanen aufsuchte, der hatte vor allem gehorsam zu sein; es ging schließlich um Leben und Tod, und was auch immer dabei herauskam, ob Grauen, Kummer oder Dankbarkeit, es wurde dem Schamanen zugutegehalten, was dessen Position in jedem Fall gefestigt hat.

Heute wissen wir, dass Ärzte wissenschaftlich dazu ausgebildet sind, Kranke zu versorgen. Wenn sie Diagnosen stellen, so tun sie dies nicht, indem sie in verkohlten Tierknochen lesen, sondern sie verordnen Laboruntersuchungen. Wenn sie behandeln, so röhren sie keine merkwürdigen Tränke und Körperflüssigkeiten irgendwelcher Tiere zusammen, sondern empfehlen erprobte Medikamente oder Therapien. Und wenn Patienten sich nicht sicher sind, dann ist es ihre Pflicht, ihnen zu raten, eine zweite Meinung einzuholen.

Leider halten sich viele Ärzte noch immer für moderne Zauberer, deren Ziel es ist, Krankheiten mit sämtlichen Wunderwaffen der modernen Hitechmedizin zu bekämpfen. Egal, ob der Patient das möchte oder nicht. Schließlich sind sie ja die Ärzte. Wenn jemand stirbt, dann betrachten sie das als ihr persönliches Versagen, anstatt zu akzeptieren, dass der Tod unvermeidbar und ihre »Macht« nicht grenzenlos ist; und wenn der Patient einen anderen Weg als den von ihnen empfohlenen beschreitet, dann fühlen sie sich schuldig oder sind gar verärgert, weil jemand nicht auf ihrer Meinung als Profi vertraut hat. Da ist es kein Wunder, dass diese Ärzte den Wunsch eines Patienten, in Frieden zu sterben, als Verirrung betrachten und für inakzeptabel halten, bisweilen sogar eine persönliche Beleidigung für ihren Sachverstand darin sehen und meinen, dass ihr guter Ruf befleckt sei, ihr Prestige. Nicht nur, dass sie es nicht geschafft haben, den Patienten zu heilen, nein, sie hatten auch nicht die Macht, ihm Gründe zum Weiterleben zu geben. Als wären die Ärzte die Einzigen, die jemandem einen Grund geben könnten, weitermachen. Der Interessenkonflikt zwischen Patient und Arzt mag zwar nicht so krass sein wie der zwischen einem Herrn Doktor und einer Frau, aber er ist dennoch da.

Sofern es für die Weigerung eines Mediziners, den flehentlichen Wunsch eines Patienten nach einem friedlichen Ende zu erhören, keine religiösen Motive gibt, ist diese Weigerung unmoralisch, weil sie im Wesentlichen von Eitelkeit getrieben ist.



Der Tag wird kommen, da die Ärzte demütig genug sein werden, zuzugestehen, dass ihr Wissen und Können den Patienten dienen, nicht aber sie beherrschen soll. Der Tag wird kommen, da sie wissen werden, dass es weder eine Kapitulation noch ein Scheitern, sondern vielmehr eine moralische Verpflichtung und eine ihrem Berufsstand immanente Pflicht ist, den Wunsch, das eigene Leben zu beenden, zu erhören und zu akzeptieren, mag er auch noch so traurig sein. Der Tag wird kommen, da sie nicht mehr daran zweifeln werden, dass es manchmal, wenn alle anderen Möglichkeiten ausgeschöpft sind, kein von einer höheren Behörde gewährter Gnadenakt ist, einem Patienten zu helfen und ihn bis zum Ende zu begleiten, sondern der moralischste und selbstloseste Akt der Fürsorge, den man einem Mitmenschen erweisen kann.

Aus dem Englischen von Christa Schuenke



AUTORENESSAYS
WELTWEISHEIT

Impressum

»Weltweisheit – Kulturen des Alterns«
ein Projekt des internationalen literaturfestivals berlin
im Rahmen des Wissenschaftsjahres 2013 – Die demografische Chance

internationales literaturfestival  berlin

zu Gast im
Haus der
Berliner Festspiele 

gefördert vom



www.demografische-chance.de

Veranstaltungspartner

Autorenbuchhandlung, Bezirkszentralbibliothek Spandau, Bezirkszentralbibliothek Marzahn-Hellersdorf »MARK TWAIN«, Stadtteilbibliothek Heinrich von Kleist Hellersdorf, Ingeborg-Drewitz-Bibliothek Steglitz, Buchhandlung ocelot, Buchhandlung Pankebuch

Medienpartner

Berliner Zeitung, Der Freitag, EXBERLINER, Le Monde diplomatique, Perlentaucher, rbb Fernsehen, rbb Kulturradio, tip Berlin, DINAMIX

Das internationale literaturfestival berlin ist eine Veranstaltung
der Peter-Weiss-Stiftung für Kunst und Politik e. V.
Es wird ermöglicht aus Mitteln des Hauptstadtkulturfonds.



Festivalleiter, Geschäftsführung

Ulrich Schreiber

Programmleitung

Thomas Böhm, Ulrich Schreiber

Programmleitung

Internationale Kinder-

und Jugendliteratur

Christoph Peter

Assistenz der Festivalleitung

Sophie Gruber

Assistenz Programm

Robert Geselle, Franziska Oelkers,

Nina Flraig

Buroleitung / Logistik

Johanna Friederike Salzmann

Leitung Finanzen und Sponsoring

Ewelina Dobrzalski

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit

Barbara Schindler, Lena Jochum

Lektorat

Claudia Jürgens

Gestaltung Programmheft

T616 Berlin [veruschka götz]

mit Vanessa Böhme, Katrin Kassel

Gestaltung Cover / Plakat

Ta-Trung, Berlin

Beratende Dolmetscherin

Lilian-Astrid Geese

Festivalfotografen

Ali Ghandtschi,

Hartwig Klappert

Buchertisch

Buchbox

Website

Robert Geselle, Joscha Krutzki

EDV / IT

sense –

Gesellschaft für sinnvolles Arbeiten mbH

LITERATUR BRAUCHT FREUNDE !

Wir freuen uns über neue Mitglieder!

Für weitere Informationen wenden Sie sich
bitte an:

Verein der Freunde und Förderer des
internationalen literaturfestivals berlin e. V.
Chausseestraße 5, 10115 Berlin

T: 030.278786-0 oder F: 030.278786-85

freunde@literaturfestival.com

www.literaturfestival.com